Zeitschrift: IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich

Herausgeber: Medienverein ZS

Band: 14 (2006)

Heft: 50

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

iQ Redaktion, Rämistr. 62, 8001 Zürich, Tel. 01/261 05 54, E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch, erscheint vierteljährlich.
Auflage: 33 000 Exp. Herausgegeben von den studentischen Verbänden im medienverein zs, Rämistrasse 62, 8001 Zürich.

Nr. 50/2006

AZB 8001 Zürich

iQ

Quartalsinfo für Uni und ETH

iQ-Test
krasse Fragen, dufte Preise
→ Seite 8

1. Bund

BILDUNG: Fertig Geist
Die CVP macht auf modern und fordert nützliche Wissenschaften.
→Seite 3

REFERATE: Spice it up
Powerpoint verändert dein Leben – leider nicht zum Besseren.
→Seite 4

PROFS: Mehr Qualität
Wie die Uni kontrollieren will, dass wir gute Vorlesungen bekommen.
→Seite 5

2. Bund

GLOBAL: Schöne neue Welt
Michael Hardt über die zukünftige Weltordnung und das Empire.
→Seite 12

FIKTION: Im Konjunktiv
Hanspeter entgeht mit Endzeitfantasien knapp einer Seminararbeit.
→Seite 16

ENTSCHEID FÜR NEUEN STUNDENPLAN

Pausenlänge sorgt für Ärger

Der neue Stundenplan mit zwei Pendelfenstern sorgt für Unmut. Der Kompromiss gefällt niemandem – ausser der Universitätsleitung. Eine Petition fordert den Universitätsrat zum Handeln auf. Der Streit erstaunt, wäre doch eine überzeugende Lösung vorhanden. Von Lukas Mäder

Um überfüllte Hörsäle zu vermeiden, muss man die Vorlesung morgens um 8 Uhr ansetzen – ein bekannter Trick der Dozierenden. Die akademische Frühschicht ist bei den Studierenden äusserst unbeliebt. Genauso bei den Dozierenden. Doch wer heute 8 Uhr sagt, meint – der akademischen Viertelstunde sei Dank – 8.15 Uhr. Ab Oktober dieses Jahres werden es die Morgenmuffel unter den angehenden und gestandenen Akademikern noch schwerer haben: Ab Wintersemester 2006/07 erklingt der Gong zum Auftakt der Vorlesungen Punkt 8 Uhr.

Die Universitätsleitung beschloss Ende November letzten Jahres, auf Wintersemester 2006/07 einen neuen Stundenplan mit zwei Pendelfenstern einzuführen. Um 10 und um 16 Uhr soll eine halbstündige Pause kombiniert mit einem Pendelbus Studierenden und Dozierenden ermöglichen, vom Zentrum nach Oerlikon oder zurück zu gelangen. Damit wird dem dritten Standort der Universität in Oerlikon Rechnung getragen. Doch zufrieden ist mit diesem Kompromiss kaum jemand. Die Pendler haben nur zwei statt vier Pausen zum Pendeln, die unbeteiligten Fachrichtungen hingegen haben zwei verlängerte Pausen.

Markus Schaad von den Rektoratsdiensten leitet seit Frühjahr 2005 die Taskforce, die möglichst gute Rahmenbedingungen für den Standort Oerlikon erarbeiten soll. Zusammen mit Studierenden, Dozierenden, der Hörsaaldisposition und der Universitätsleitung erarbeitete er einen Vorschlag zuhanden der Universitätsleitung mit vier halbstündigen Pendelfenstern um 10, 12, 14 und 16 Uhr. Zwar kann er den Entscheid seiner Vorgesetzten nicht kritisieren, doch sein Unverständnis darüber ist unverkennbar: «Wir haben die Verteilung der Veranstaltungen ausgewertet. Um 12 und um 14 Uhr sind Pendelfenster nötig, da viele Studierende keine Mittagspause haben.» Gleichzeitig betont Schaad auch, dass die Datenlage schwierig sei. Vielleicht könne man in ein bis zwei Jahren dank der neuen Verwaltungssoftware SAP Campus genauer auswerten, welche Studentin wann welche Veranstaltung belegt.

Die Mehrheit setzt sich durch

Als Hauptgrund für den jetzigen Kompromiss nennt Peter Bless, Verwaltungsdirektor der Universität, die Anzahl der betroffenen Studentinnen und Studenten: «Nur knapp ein Viertel aller Studierenden muss nach Oerlikon. Für die anderen ist die Stundenplanänderung nicht nötig.» Bless spricht mit dieser Zahl von knapp 6000 Studierenden nur von Oerlikon. Mit allen universitären Standorten sind bedeutend mehr Studierende betroffen: Am 17. November schrieb Rektor Hans Weder an die betroffenen Institute, dass «schätzungsweise 10 000 Studierende vom Pendelproblem betroffen sind». Diese Zahl ist eine Schätzung. Schaad spricht sogar von bis zu 12 000 betroffenen Studierenden. Das sind rund die Hälfte aller Immatrikulierten der Universität – definitiv keine vernachlässigbare Minderheit mehr.

Betroffene fordern Gleichberechtigung

Die Betroffenen des Umzugs, Studierende wie Dozierende, lassen das Argument der nichtbetroffenen Universitätsangehörigen nicht gelten. «Wir gehen nach Oerlikon, um den anderen im Zentrum Platz zu machen», sagt Pierre Bachmann vom Fachverein Psychologie. Deshalb sollten auch die Studienrichtungen am Zentrum Nachteile in Kauf nehmen. «Wir würden lieber mit vier Pendelfenstern im Zentrum bleiben, als nach Oerlikon gehen zu müssen», sagt er. Ulrike Ehlert, Vorsteherin des Psychologischen Instituts, schlägt in dieselbe Kerbe: «Eine umfassende Studenplanänderung wäre ein Akt der Solidarität der Dozierenden im Zentrum.»

Immerhin von studentischer Seite ist diese Solidarität vorhanden. Der Studierendenrat der Universität (StuRa), die offizielle Vertretung der Studierenden, beschloss ohne Gegenstimme, den Vorschlag der Taskforce zu unterstützen. Auch die Vertreter von Studienrichtungen im Zentrum stimmten diesem Stundenplanvorschlag zu, obwohl er ihnen Nachteile bringt. Einzig zwei Stimmenthaltungen trübten die studentische Verbundenheit.

Hoffen auf Unirat und Sachzwänge

Um ihrem Anliegen Nachdruck zu verleihen, haben die Fachvereine der betroffenen Fächer Informatik, Psychologie, Publizistik und Soziologie dem Universitätsrat vor Weihnachten eine Petition übergeben. Darin fordern 1800 Universitätsangehörige die Anerkennung Oerlikons als vollwertigen Standort der Universität. Dafür verlangen sie konkret einen Pendelbus sowie Pendelfenster um 10, 12, 14 und 16 Uhr. Die Petition wurde in der Januar-Sitzung des Universitätsrats entgegengenommen. Es hätte eine kurze Diskussion darüber stattgefunden, sagt Urs Bühler vom Hochschulamt der kantonalen Bildungsdirektion. Wann das Thema ausführlich besprochen werde, sei noch unklar, da die Traktandenliste für die nächste Sitzung noch nicht festgelegt sei. Es werde aber sicher eine Antwort des Universitätsrats an die Petitionssteller geben, so Bühler. Grundsätzlich aber, lässt Bildungsdirektorin Regine Aeppli durch ihre Sprecherin mitteilen, sei der Universitätsrat nicht für die operativen Geschäfte der Universität zuständig. Deshalb sei der Entscheid der Universitätsleitung nicht abgesegnet worden.

Die betroffenen Studierenden setzten

Fortsetzung → Seite 2

Schöne Aussichten, aber zuwenig Zeit zum Pendeln für die Studierenden am Rande der Stadt: Umbauarbeiten an der Binzmühlestrasse 14. *(Bild: Joëlle Zimmerli)*

Verdünnte Interaktion

Die Universitätsleitung betont oft, dass die Institute, wenn sie einmal nach Oerlikon gezogen sind, mit der Situation sehr zufrieden seien. Ein anderes Bild zeigt eine Befragung des Soziologischen Instituts, an der sich im vergangenen Dezember 350 Studierende der Soziologie beteiligten. Neben allgemeinen Fragen zum Betrieb am Institut wurden auch Fragen zum Standort Oerlikon gestellt. Die Gesamtauswertung ist noch nicht abgeschlossen, doch dem «iQ» liegen die Zahlen zur Zufriedenheit mit dem Standort Oerlikon vor.

Mit der technischen Ausstattung zeigen sich 75% der Befragten zufrieden oder sehr zufrieden. Schlechter sieht es mit der Zufriedenheit bei den kaum vorhandenen Arbeitsplätzen (41%) und den Aufenthaltsräumen aus (35%). Zufrieden oder sehr zufrieden mit der generellen Atmosphäre zeigen sich 34%, mit der Erreichbarkeit des Standorts 33% der Befragten. Im Schnitt benötigen die befragten Studierenden 45 Minuten von ihrer Wohnung zum Institut in Oerlikon.

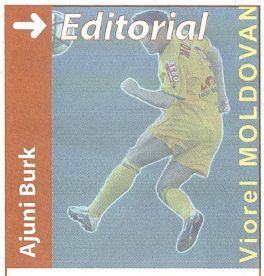
Die Situation ist auch für die Dozierenden unbefriedigend. Soziologie-Professor Hans Geser sagt, dass beispielsweise in seinem Proseminar viele Studierenden die Veranstaltungen bereits um 11.45 Uhr verliessen – eine Zeit, zu der auch zukünftig kein Pendelfenster vorgesehen ist. Auch würden wegen der Distanz die Studierenden bei kleinen Anliegen kaum mehr persönlich vorbeikommen: «Die Leute kommen nur noch, wenn sie bestellt sind», sagt Geser. Die Assistierenden arbeiteten weniger im Institut, sondern vermehrt zu Hause, und es sei schwieriger, Sitzungen zu organisieren. Insgesamt spricht Geser von einer «verdünnten Interaktion». (mdr.)

ETH VS. UNI

Das Duell

Die Universität Zürich und die Eidgenössische Technische Hochschule sind seit gut 150 Jahren eng miteinander verbunden. Zu Anfangszeiten der ETH pflegten sich die konkurrierenden Studentenschaften der Uni und ETH noch zu duellieren, was sogar drei Todesopfer forderte. Heute treten die Rektoren im Schiesskeller zum Duell an. Lange war die ETH die kleine Schwester der Universität, bis sie sich aus deren Schatten bewegt hat und zu ihrem internationalen Ruf gelangt ist. iQ nähert sich der Beziehung in historischer Hinsicht, leuchtet die unterschiedlichen Unternehmenskulturen aus und zeigt gegenseitige Klischees.

→Seiten 9 und 11



Gott ist ein Fussballer

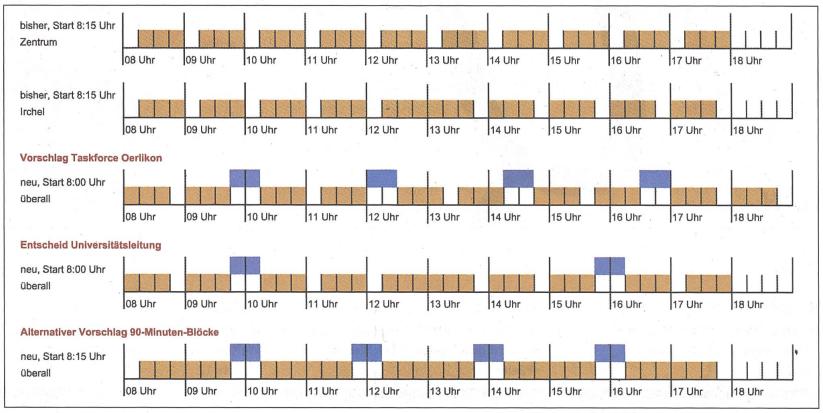
Gute und schlechte Nachrichten hab ich für euch. Für Freunde des überschätzten positiven Denkens gibt's die guten zuerst. Dies ist die 50. iQ-Ausgabe, und sie wartet auf Seite 8 mit einem Intelligenztest, neuen Tiergattungen und sexy Preisen auf – rauchende Köpfe garantiert.
Einen ähnlichen Effekt hat das Verhältnis zwischen ETH und Uni. Im 2. Bund durchleuchten wir als Schwerpunkt Unternehmenskulturen, Studierende, Klischees und Geschichte. Im Face to Face auf Seite 12 erzählt der Literaturprofessor Michael Hardt, weshalb die Globalisierung als Chance betrachtet werden sollte. Doch nun zu den guten Nachrichten für Leute, die schlechte Nachrichten lieben. Als langjähriger Redaktor, Akquisiteur und Kaffeetrinker gehört Andi Gredig zum Inventar des Medienvereins. Doch nun verlässt er die iQ-Redaktion. Und das ist schade.

Fortsetzung von → Seite 1

grosse Hoffnung in den Universitätsrat. Denn wenn – wie es anzunehmen ist – dieser die Universitätsleitung nicht zurückpfeift, ist unklar, wie es weitergehen soll. Zwar sprechen einige von Demonstrationen oder gar Streik, aber ob dafür genügend Studierende mobilisiert werden können, ist fraglich. Auf die Sachzwänge vertraut dabei Ulrike Ehlert: «Mit den jetzt beschlossenen Stundenplanänderungen wird der Lehrbetrieb nicht funktionieren», ist sie überzeugt. Gerade im Fach Psychologie, das stark mit dem Universitätsspital zusammenarbeitet, müssen auch die Dozierenden häufig pendeln. «Ein Kollege aus der Professorenschaft hat berechnet, dass alle Dozierenden des Psychologischen Instituts zusammen jährlich zum Pendeln die Jahresarbeitszeit von zwei Personen benötigen», sagt Ehlert.

Grosse Skepsis herrscht bei den Dozierenden auch bezüglich der Seminarräume in Oerlikon. «Wir hoffen, dass es bei den Psychologen Veranstaltungsräume geben wird, die wir mitbenutzen können», sagt Marc Szydlik, Vorsteher des Soziologischen Instituts. Damit sieht es schlecht aus. Denn an der Binzmühlestrasse 14 wird es neun Veranstaltungsräume geben. Ehlert meldet allein für die Psychologie den Bedarf von ebensovielen Räumen an. Zwar könnten weitere Räume in der nahegelegenen Thurgauerstrasse hinzugemietet werden, doch die Universität ist zurückhaltend: «Die aktuelle Finanzlage der Universität erlaubt es uns nur, bei grosser Not weitere Räume hinzuzumieten», sagt Schaad. Vorher würden die Veranstaltungen auf freie Räume im Zentrum oder im Irchel verteilt, was das Pendelproblem weiter verschärfen würde.

Der Umzug von Informatik und Psychologie an die Binzmühlestrasse 14 steht vor der Tür. Das Institut für Informatik zieht bereits Mitte März nach Oerlikon; die Psychologie folgt zu Beginn der Sommersemsterferien. Im kommenden Herbst 2006 tritt auch der neue Stundenplan in Kraft. Jetzt wird daran gearbeitet, wie eine Evaluation des neuen Systems aussehen könnte. Denn bei Bedarf sollen die nun beschlossenen Pendelfenster angepasst werden. Ob dies geschehen wird, bleibt abzuwarten. Dass es einfache Lösungen gäbe, macht Deutschland vor. Dort ist das System von durchgehenden 90-Minuten-Blöcken verbreitet. Mit dem Wegfall der Pausen könnte Zeit für die nötigen Pendelfenster gewonnen werden. Lernpsychologische Einwände sowie die Erhaltung der Einzellektionen erscheinen als fadenscheiniger Vorwand gegen eine umfassende Lösung. Die Studierenden werden die nächsten Jahre mit einem schlechten Kompromiss leben müssen.



Klötzchenschieberei für Oerlikon: die verschiedenen Stundenplanraster. *(Grafik: Taskforce/iQ)*

Verspätete Umbauarbeiten

Seit Ende November laufen an der Binzmühlestrasse 14 die Umbauarbeiten für die universitäre Nutzung. Nach Angaben von Verwaltungsdirektor Bless werden Anpassungen unter anderem bei der Raumeinteilung, der Beleuchtung, den sanitären Anlagen und der Haustechnik durchgeführt. Von den Kosten für den Umbau übernimmt der Vermieter sieben Millionen Franken. Über die Höhe der Ausrüstungskosten der Universität laufen noch Verhandlungen mit der Bildungsdirektion. Deshalb wollen beide Seiten auch keine ungefähren Angaben darüber machen. Verwaltungsdirektor Bless sprach im April 2005 gegenüber dem «iQ» von Umbaukosten von weniger als zehn Millionen Franken. Eigentlich hätte der Umbau spätestens am 1. Juli 2005 beginnen sollen. Als Grund für die Verzögerungen nennt Bless die nicht endenen Diskussionen um die zukünftigen Nutzer. «Wir mussten viel Überzeugungsarbeit leisten», sagt er. Diese Verzögerungen kosteten die Universität bei einem jährlichen Mietzins von 5,8 Millionen Franken rund 2,4 Millionen Franken. (mdr.)

REKTOR HANS WEDER IM INTERVIEW

«Ich würde ein riesiges Gebäude für die Uni bauen»

Sie werden nach Oerlikon abgeschoben und bekommen dafür nicht genügend Zeit zum Pendeln: Die Studierenden und Dozierdenden der vom Umzug nach Oerlikon betroffenen Institute sind empört. Rektor Hans Weder begründet den Entscheid der Universitätsleitung. Von Daniela Komenda (Text und Bild)

Herr Weder, sind Sie glücklich mit der beschlossenen Stundenplanänderung?
Hans Weder: Mit drei Standorten bin ich nicht zufrieden. Eigentlich wäre unser strategisches Ziel, nur zwei Örtlichkeiten zu haben, den Irchel und das Zentrum. Das ist jedoch zur Zeit nicht realisierbar, sonst müssten wir den Numerus Clausus einführen. Was die Pendelfenster betrifft, bin ich der Auffassung, dass wir mit zwei beginnen sollten, damit die Studierenden anderer Richtungen nicht Pausen verordnet bekommen, die sie nicht wollen. Fürs Erste bin ich zumindest nicht unglücklich mit dieser Lösung.

Wieso gibt es um 12 und um 14 Uhr kein Pendelfenster?
Grundsätzlich finden wir es nicht gut, dass über Mittag Vorlesungen sind, weil die Studierenden Zeit für Essen und Sport haben sollten. Auch zum Pendeln bliebe dann genügend Zeit. Falls wir feststellen, dass um 12 oder um 13.30 Uhr ein Pendelbus nach Oerlikon nötig wäre, sind wir dafür offen. Das Ganze wird von der Arbeitsgruppe nach einem Jahr ausgewertet, damit auf Dauer die bestmögliche Lösung erzielt werden kann.

Wie waren die Reaktionen der betroffenen Studierenden und Mitarbeiter auf den Entscheid der Universitätsleitung?
Die Studierenden hatten natürlich keine Freude. Sie wollten vier Pendelfenster und zeigten sich verärgert darüber, dass wir nicht vollumfänglich auf ihren Vorschlag eingehen konnten. Das ist oft so: Wenn eine Partei glaubt, die ultimative Lösung eines Problems gefunden zu haben, diese aber nicht angenommen wird, fühlt man sich hintergangen.

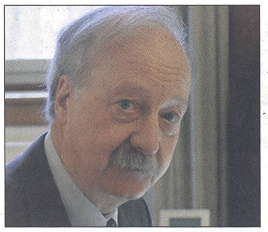
Wieso führte man eine Taskforce ein, wenn man deren Vorschlag nicht berücksichtigt?
Der Taskforce-Vorschlag wäre eine konsequente Lösung, die man auch hätte einführen können. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Universität Zürich noch andere Studienrichtungen hat.

Nach Meinung von Mitgliedern der Taskforce Oerlikon ist die beschlossene Änderung die schlechtestmögliche.
Das kann ich nicht nachvollziehen, denn auch wenn wir die Anzahl der Pendelfenster reduziert haben, sind wir doch von ihrem Vorschlag mit den vier Pausen ausgegangen. Doch vieles ist noch völlig offen.

Dann ist der getroffene Entscheid nur eine provisorische Lösung?
Es ist ein erster Schritt, der noch optimiert werden kann.

Haben Sie Verständnis für die negativen Reaktionen?
Natürlich habe ich Verständnis. Wenn ich könnte, würde ich auf dem Irchel ein riesiges Gebäude für die Uni bauen, damit das Pendeln in diesem Umfang gar nicht nötig wäre.

Warum wurde die Erweiterung des Irchels nicht früher geplant?
In den 90er Jahren gab es im Kanton ein massives Sparszenario. Dadurch hatten alle den Eindruck, dass man nicht so grosszügig bauen darf, dabei muss man die räumliche Entwicklung ständig planen. Es nützt aber im Nachhinein nichts, wenn man weiter darüber jammert. Man muss jetzt ein Konzept ausarbeiten, selbst wenn es noch immer heisst, dass kein Geld vorhanden ist.



«Habe Verständnis»: Rektor Weder.

Ist die Platzfrage für die nächsten 10 bis 15 Jahre trotz der steigenden Studierendenzahlen gelöst?
Meiner Meinung nach ist es für die nächsten 15 Jahre sicher. Wir gehen von einem Wachstum von 1,5 Prozent pro Jahr aus. Dies ist auch schon übertroffen worden, doch es gibt demographische Voraussagen, dass die Kurve abflachen wird.

Ein Vorwurf des Instituts für Informatik ist, dass die interne Kommunikation schlecht war, und die Studierenden erst davon erfuhren, als die ganze Sache schon beschlossen war.
Dies stimmt nicht, denn wir haben eine grosse Informationsveranstaltung im Januar 2005 mit den Studierenden gemacht. Damals wurde uns aber vorgeworfen, dass wir bereits kommunizieren, obwohl wir noch keine klaren Konzepte hatten. Der Mietvertrag wurde dann erst im März 2005 unterschrieben.

Stellungnahme der Fachvereine

Liebe Mitstudierende,

Wir möchten zum jetzigen Zeitpunkt betonen, dass wir mit dem vorliegenden Entscheid genau so unzufrieden sind wie ihr dies vermutlich seid. Die von der Universitätsleitung beschlossene Änderung des Stundenplanrasters entspricht einer mehr oder weniger willkürlichen und zugleich wesentlichen Abwandlung eines Vorschlags, den die von den Rektoratsdiensten geleitete Taskforce Oerlikon über Monate hinweg sorgfältig erarbeitet hatte und der dabei breite Unterstützung genossen hatte. Sogar im Vergleich mit weiteren Alternativen (wie die Einführung von 90-Minuten-Blockvorlesungen), die nebst Vorteilen auch beträchtliche Nachteile mit sich bringen würden, stellt der jetzige Entscheid die schlechtestmögliche Variante dar.

Was war unser Anliegen? Für uns Studierende wie auch für unsere Professorenschaft ist dieser Umzug mit einigen gewichtigen Nachteilen verbunden und Folge einer massiven Raumknappheit an den beiden anderen Hauptstandorten. So konnte auch der geschlossene Widerstand der beiden neu umquartierten Institute nicht verhindern, dass sie bestimmt wurden, um im Zentrum und Irchel mehr Platz zu schaffen. Trotz dieses Umstands sowie der oft unglücklichen Vorgehensweise der Universitätsleitung haben wir uns bemüht, Verständnis für die gesamtuniversitäre Situation aufzubringen und uns stets konstruktiv gezeigt.

Allerdings ist es für uns eminent wichtig, dass für den Standort Oerlikon faire Rahmenbedingungen geschaffen werden, damit kein Standort zweiter Klasse ensteht. Das Problem: Oerlikon liegt rund eine halbe Stunde vom Zentrum entfernt, Pendeln innerhalb der bisherigen viertelstündigen Pausen liegt somit nicht drin. Wir müssten uns deshalb entweder in unserer Stundenplanzusammenstellung einschränken, oder unsere Studienzeit verlängern, was aufgrund des rigideren Systems unter Bologna in Zukunft sogar noch wahrscheinlicher wird. Das bestehende Stundenplanraster ist nun mal ein über 100-jähriges Relikt aus einer Zeit, in der es nur den Standort Zentrum gab, und sicher nicht für die aktuelle Situation geschaffen.

Gleichzeitig war es für uns auch wichtig, die nicht betroffenen Studierenden so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Wir haben deshalb schon früh im StuRa über unsere Taskforce-Arbeit informiert und um Feedback gebeten. Als wir diesen Herbst die finale Fassung des Pendelfenster Vorschlags vorgestellt haben, konnte der StuRa zu unserer grossen Freude Verständnis für die schwierige Situation aufbringen und hat sich ohne Gegenstimme hinter unseren Vorschlag gestellt. Trotzdem hat sich die Universitätsleitung nun zu einer «Kompromiss»-Lösung entschieden. Tatsächlich aber stehen wir mit einer Stundenplanänderung da, deren Vorteile selbst für uns in Oerlikon Ansässigen die gleichzeitig entstehenden Nachteile kaum rechtfertigt, geschweige denn, wenn man die vom Pendeln nicht betroffenen Studierenden in die Rechnung einbezieht.

Die Fachvereine Informatik, Psychologie, Publizistik und Soziologie

SOZIALE LAGE DER STUDIERENDEN IN DER SCHWEIZ

Eklatante Rückschritte bei der Chancengleichheit

Die neuste Studie zur sozialen Lage der Schweizer Studierenden straft jeden Lügen, der das Bild der faulen Studis verbreitet. Die gesammelten Daten zeigen, dass über 80 Prozent neben dem Studium arbeiten. Im Vergleich zu alten Erhebungen wird ausserdem deutlich, dass die Chancengleichheit beim Hochschulzugang verbessert werden muss. Von Vanessa Georgoulas

Die soziale Schicht entscheidet in erster Linie über den Zugang zu den hiesigen Hochschulen. Das zeigt die neueste Studie des Bundesamtes für Statistik (siehe Box). Bei der Diskussion um die Zukunft der Schweizer Hochschullandschaft beschränkt sich die öffentliche Debatte meist bloss auf Aspekte der finanziellen Effizienz. Die Medien zeichnen dabei gerne mit Verweis auf die eidgenössischen Sparmassnahmen das Bild des faulen, Steuern verschwendenden Ewig-Studenten. Sie müssen sich nun eines Besseren belehren lassen. Die Auswertung der Daten zeigt, dass die Mehrheit der Studentinnen und Studenten sich mit einem Nebenjob zumindest teilweise ihr Studium selbst finanzieren.

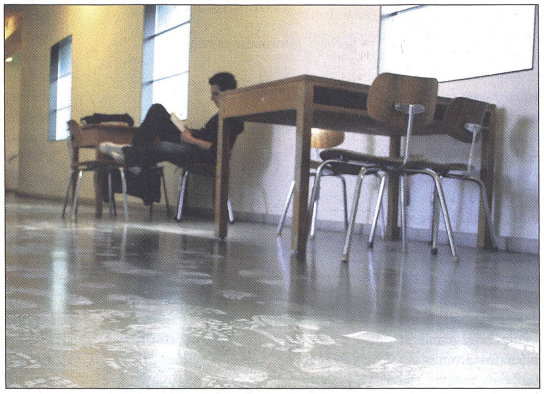
Vollzeitstudium ist die Ausnahme

Fast 80% der Studierenden gehen neben dem Studium einer Erwerbstätigkeit nach, was mit über 40% gleich nach den elterlichen Finanzhilfen (über 50%) die zweitwichtigste Einkommensquelle der Studierenden ausmacht. Frauen gehen dabei anteilsmässig öfters arbeiten (79%) als Männer (75%). Dies ist wohl auf die Tatsache zurückzuführen, dass Frauen stärker in denjenigen Studienrichtungen vertreten sind, die einen hohen Anteil Nebenerwerbstätige aufweisen, wie zum Beispiel den Sozial- oder Rechtswissenschaften.

Nur 16% der Studentinnen und Studenten kommen in den Genuss von Stipendien und Darlehen. Für sie sind diese jedoch eine zentrale Einkommensquelle, da sie mit über einem Drittel den Löwenanteil der finanziellen Ressourcen ausmachen.

Bildung für die Oberschicht reserviert?

Die Umfrageergebnisse belegen auch, dass die soziale Herkunft bei der Wahl der Ausbildung noch immer eine grosse Rolle spielt. So haben 42% der Unistudentinnen und Studenten mindestens ein Elternteil mit einem Hochschulabschluss, während nur 9% der Studierenden Kinder von Eltern ohne nachobligatorischen Schulabschluss sind.



Kein faules Pack: Die meisten Studis arbeiten. *(Bilder: Matthias Mattenberger)*

In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Zahl der Studierenden aus der untersten Schicht halbiert, während sich die Zahl der Studentinnen und Studenten aus der höchsten Schicht verdoppelt hat. Der Verband der Schweizer Studierendenschaften spricht dabei von eklatanten Rückschritten auf dem Gebiet der Chancengleichheit beim Zugang zum tertiären Bildungssektor.

Deutliche Unterschiede zeigen sich auch im Vergleich mit den Fachhochschulen, die zwar ebenfalls einen niedrigen Anteil an Studierenden aus der untersten sozialen Schicht (11%), jedoch nur halb so viele Studentinnen und Studenten der höchsten Schicht aufweisen. Auch der Vergleich mit der Wohnbevölkerung zeigt auf, dass sich der Zugang zu universitären Hochschulen im letzten Jahrzehnt gegenüber weiteren Bevölkerungsschichten nicht verbreitert hat. So ist der Anteil der Personen, die über einen Universitätsabschluss verfügen, unter den Eltern von Studierenden doppelt so hoch wie innerhalb der 45- bis 64-jährigen Wohnbevölkerung.

Hotel Mama?

Hauptsächlich lässt sich zwischen Studierenden, die bei den Eltern wohnen und solchen, die eine andere Wohnform gewählt haben, unterscheiden. Das durchschnittliche monatliche Ausgabenbudget steigt von 1300 auf 1900 Franken, wenn die Studierenden ausserhalb des Elternhauses wohnen.

Neben der Wohnart spielt auch das Alter der Studierenden bei den Ausgaben eine wichtige Rolle. Während Studentinnen und Studenten unter 21 Jahren im Schnitt mit 1600 Franken im Monat auskommen, brauchen ihre Kolleginnen und Kollegen zwischen 31 und 35 Jahren durchschnittlich 2500 Franken, um ihre monatlichen Ausgaben zu decken.

Den grössten Ausgabenposten nach den Mietkosten stellen die Zahlungen für Nahrung und Kleidung dar, die über 30% des Gesamtbudgets ausmachen. Durchschnittlich jeder zehnte Franken muss fürs Studium ausgegeben werden.

Basis für weitere Analysen

Angesichts der Tatsache, dass über die Hälfte der Kosten von den Eltern getragen werden, verwundert es nicht, dass der Zugang zur tertiären Bildung stark von der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht abhängt.

Ein für diesen Herbst vorgesehener vertiefender Bericht des Bundesamts für Statistik soll helfen, weitere Kausalbeziehungen herauszuarbeiten und neue Blickwinkel, wie etwa die Gliederung nach Sprachregionen oder einzelnen Hochschulen, zu berücksichtigen.

Die hohe Antwortquote und das grosse Medienecho, sowie die Mitarbeit verschiedener Interessengruppen, zeigen das grosse Interesse an diesen Informationen (siehe Box). Bleibt zu hoffen, dass der aktuellen Datenlage bei der politischen Diskussion um die laufenden Reformen auch Rechnung getragen wird.

Ausgefragt

Im Auftrag des Staatssekretariats für Bildung und Forschung und des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie hat das Bundesamt für Statistik mittels einer Stichprobe von 20 000 Studierenden der Universitäten sowie der Fachhochschulen und der Pädagogischen Hochschulen im Sommersemester 2005 eine Erhebung zu deren sozialen Lage durchgeführt.

Befragt wurden Studentinnen und Studenten, die sich im Wintersemester 2004/05 in einem Diplom-, Bachelor- oder Masterstudium befanden. Für die Universitäten liegen damit zum ersten Mal seit zehn Jahren, für die Fachhochschulen gar zum ersten Mal überhaupt, aktuelle Daten zur sozialen Beschaffenheit der Schweizer Studierendenschaft vor. Die Antwortquote betrug 64%, insgesamt 12 500 online ausgefüllte Fragebogen wurden ausgewertet.

Die Studie und weitere Infos: www.studierende-stat.admin.ch

FRAGWÜRDIGE RESOLUTION DER CVP ZUR BILDUNGSPOLITIK

Eine Lektion in Bildung von Dipl. Ing. CVP

Die CVP hat sich mit der Resolution «Mehr Innovation für Markterfolg und Wachstum» in die Debatte um den Rahmenkredit für Bildung, Forschung und Innovation eingemischt. Begrüssenswert ist das Engagement der CVP für mehr Bildung. Die Vorstellungen der Parteispitze sind jedoch kurzsichtig. Von Sarah Genner

Nachdem die Geistes- und Sozialwissenschaften zwischen 2004 und 2007 vom Bund speziell gefördert worden seien, verlange die Christlichdemokratische Volkspartei (CVP), dass in der Periode 2008 bis 2011 die Trendbereiche Nanotechnologie, Materialforschung, Medizinaltechnologie, Life Sciences, Umwelttechnologien und auch Finanzwissenschaften überproportional profitieren. Dies schreibt die Zürcher CVP-Nationalrätin Dr. sc. nat. ETH Kathy Riklin, Präsidentin der nationalrätlichen Bildungskommission.

Nicht nur technische Innovation

Dr. Markus Zürcher, Generalsekretär der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), sagte auf Anfrage des «iQ», dass nicht von einer speziellen Förderung der Sozial- und Geisteswissenschaften gesprochen werden kann. Das zusätzliche Geld – ursprünglich zur Verbesserung der prekären Betreuungsverhältnisse gedacht – habe gerade gereicht, um den enormen Zuwachs von Studierenden abzufedern, ohne reale Verbesserungen.

Besonders fragwürdig findet Zürcher, dass in der neuen Bildungsresolution der CVP ein scheinbarer Gegensatz gemacht werde bei Innovation zwischen Natur- und Sozial-/Geisteswissenschaften – als ob Innovation bloss technischer Natur sein könne.

Alle vier Jahre beschliesst Bundesbern die Höhe des Betrags, den die Schweiz in Bildung, Forschung und Innovation investiert. Aktuell geht es um den Kredit für die Jahre 2008 bis 2011.

An der Delegiertenversammlung im Januar verabschiedete die CVP eine Resolution mit dem Titel «Mehr Innovation für Markterfolg und Wachstum» und setzt sich dabei für Ingenieur- und Technikwissenschaften ein. Das Papier ist parteiintern umstritten. Carlo Schmid, CVP-Erziehungsdirektor in Appenzell Innerrhoden, betonte gemäss «Tages-Anzeiger» dass dies in klarem Widerspruch zum bildungspolitischen Credo der Partei stehe. CVP-Nationalrätin Chiara Simoneschi warnte, dass nicht jede technische Erfindung ein gesellschaftlicher Segen sei.

Achtung Rutschgefahr! Die CVP auf bildungspolitischem Parkett.

«Mehr Ingenieure statt Ethnologen»

Zürcher wandte sich im Namen der SAGW in einem offenen Brief an CVP-Präsidentin Doris Leuthard. Er kritisiert ihren Vorschlag, die Gelder des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) umzuverteilen. «Ich habe nichts gegen Geschichtsforschung und Archäologie», zitierte die «Sonntags-Zeitung» Leuthard, «aber wenn die Mittel beschränkt sind, sollte man sie geschickt einsetzen». Noch deutlicher äusserte sich CVP-Ständerat Bruno Frick: «Wir brauchen künftig mehr Ingenieure und weniger Ethnologen.»

In seinem offenen Brief zeigt Zürcher, dass im Jahr 2000 nur 14% der SNF-Mittel den Geistes- und Sozialwissenschaften zukamen. 40% fielen auf Mathematik, Natur- und Ingenieurwissenschaften, 46% auf Biologie und Medizin. Angesichts der Tatsache, dass die Geistes- und Sozialwissenschaften 60,7% aller Studierenden umfassen, sind sie klar unterdotiert. Zürcher stellt fest, dass es keine Mittel gibt, die von den kostengünstigen Geistes- und Sozialwissenschaften auf die von der CVP geforderten Forschungsschwerpunkte umverteilt werden können.

Riklin bezeichnet auf ihrer Homepage Zürchers Stellungnahme zum CVP-Bildungspapier als «Notschrei» und «legitime Interessenpolitik» der SAGW.

Geisteswissenschaften besser verkaufen

Aus Sicht von Zürcher sind die grossen technischen Probleme in den Industriestaaten gelöst. «Der umweltfreundliche Hybridmotor ist erfunden. Es ist ein Problem des Sozialprestiges, dass es dennoch einen Trend zu grossen Autos mit gesteigertem Benzinkonsum gibt.» Auch in der Informatik ist man nicht einzig mit technischen Problemen konfrontiert, es geht oft darum, Kommunikationsprozesse abzubilden, womit die Kommunikationswissenschaften gefragt sind.

Die Sozial- und Geisteswissenschaften sollen sich laut Zürcher offensiver einbringen. Sie könnten im Bereich der medizinischen Prävention, psychologischen Betreuung, in Kommunikation, Schulung und Coaching sowie in der Erarbeitung von Konzepten viel zum gesellschaftlichen Wohl beitragen. Es sei fatal, Forschungsförderung am ökonomischen Nutzen auszurichten, da so Forschungsergebnisse vorweggenommen würden. Auf der anderen Seite darf auf keinen Fall jede Frage nach Nutzen und Verwertungslogik geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung als Beleidigung empfunden werden.

Forschung ohne kommerzielles Ziel

Das «Innovationspapier» der CVP mag im Sinne des Wirtschaftswachstums gut gemeint sein. Es ist zudem löblich, dass sich die Partei für mehr Forschungsgelder einsetzt, während die Bundespolitik auf Sparkurs ist. Genauer betrachtet erweist sich die Bildungsresolution aber als kurzsichtigen und bedenklichen Angriff auf ein Verständnis von Wissenschaft, die um der Erkenntnis willen betrieben wird, und nicht mit Blick auf kommerziellen Erfolg. Viele wissenschaftliche Erkenntnisse, die später von Nutzen waren, sind ohne konkretes Ziel eher zufällig auf bestehenden Grundlagen entstanden. Jede neue Erkenntnis – auch eine nicht unmittelbar brauchbare – kann zu einer solchen Grundlage werden.

Blind bleiben die VerfasserInnen des Papiers auch auf dem Auge der interdisziplinären Forschung: technologische Innovation allein reicht nicht für das wirtschaftliche Wachstum eines Landes. Neue Produkte brauchen Marktanalysen, rechtliche Grundlagen für den Handel, Konzepte für zielgruppengerechte Vermarktung. Und es braucht sprachlich gewandte, interkulturell kompetente Fachkräfte, die einer technologischen Innovation erst zum internationalen Markterfolg verhelfen können.

Von Bulletpoints und AutoInhalt

von Ajuni Burk
und Christian Hänggi

1

«PowerPoint 2003 hilft Ihnen, professionelle Präsentationen zu erstellen. Mit Grafiken, Animationen und Multimediaeffekten lassen sich Informationen ansprechend verpacken. So versteht selbst der unbedarfte Zuschauer Ihre Botschaft.» (Microsoft)

Der Anteil der Bevölkerung, der noch nie mit PowerPoint in Kontakt war, nimmt ständig ab, ohne dass der gewiefte Umgang mit der weltweit präsentesten Präsentationssoftware merklich zunehmen würde. Microsoft-Vorlagen mit lustigen ClipArts öden ganze Vorlesungssäle an, während Marketingchefs von Grossbanken eigentliche Fasnachten produzieren, Präsentationen gespickt mit farbigen Pünktchen, Farbkontrasten, die an Dämmerung erinnern und Animationen, die jeden Laserpointer zur Dorfdisco hochstilisieren.

Verbreitung von PowerPoint

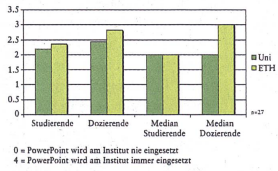
- genaue Zahlen existieren nicht
- geschätzte 500 Mio. Exemplare weltweit im Einsatz
- Schweiz: PowerPoint auf 90% aller verkauften PCs installiert

2

Geschätzte 500 Millionen Exemplare von Microsofts PowerPoint sind weltweit im Einsatz. Microsoft Schweiz hat keine offiziellen Zahlen über die Nutzung von PowerPoint, weist aber darauf hin, dass das Office-Paket auf 90-95% aller in der Schweiz verkauften PCs installiert ist.

Das 1984 erstmals erschienene Programm fristete noch vor zehn Jahren ein etwas ratloses Dasein. Doch mit dem Internet, der allgemeine Computerisierung und der Verbreitung von günstigen und leistungsfähigen Projektoren wurde PowerPoint bald eine mächtige Position durch das verbreitete Office-Paket zuteil. Die Vorteile lagen auf der Hand: Nie mehr Folien drucken! Hyperlinks! Multimedia! Im Nu wurde der herkömmliche Hellraumprojektor aus den Unternehmen und den Hörsälen gemobbt.

Ergebnisse PowerPoint-Befragung



Das «iQ» hat Dozierende an der Universität und der ETH online zum Einsatz von PowerPoint befragt und ein etwas unvollständiges Bild erhalten. Erwartungsgemäss ist zum Ausdruck gekommen, dass zwischen den einzelnen Instituten grosse Unterschiede bestehen. Während am Institut für Sonderpädagogik PowerPoint kaum zum Einsatz kommt, verzichtet am Institut für Bewegungswissenschaften und Sport selten eine Studentin oder ein Dozent darauf.

Allgemein gilt: In den Geisteswissenschaften wird PowerPoint weit weniger verwendet als in den Sozial- oder Naturwissenschaften. Auch das überrascht wenig. Die Studie sagt allerdings nichts aus über die zeitliche Entwicklung. Es ist anzunehmen, dass, sobald eine Professorin mit PowerPoint arbeitet, die Studierenden dies übernehmen.

Gehört PowerPoint zum guten Ton?

- Privatwirtschaft: PowerPoint weitgehend etabliert
- Uni/ETH: abhängig von Fakultät, Institut oder Lehrstuhl
- Privat: Nischendasein

4

In der Wirtschaft hat sich das Computerprogramm weitgehend etabliert. Doch auch dort bestehen natürlich Unterschiede. Der Coiffeur und die Winzerin brauchen in ihrem Arbeitsalltag kein PowerPoint, was nicht heissen muss, dass sie es nicht an Weihnachten oder Familienfesten aller Art einsetzen könnten.

Während im Germanistikstudium PowerPoint so verpönt ist wie «old school»-Folien in der Informatik, macht keine Professorin und kein Dozent eine gute Falle, wenn sie oder er als einzige zur Professoreneinberufung ohne MemoryStick mit PPT-Präsentation erscheint. Forschungsresultate werden auf 3-Punkt-PowerPoint-Slides reduziert und die Infobildschirme in der Uni-Mensa erst dank Microsoft zum Leben erweckt.

Vorteile (1)

- strukturiert Gedanken: zeitlich, linear
- AutoInhalt-Assistent
- TV-Feeling

5

PowerPoint unterstützt den Benutzer, seinen Gedanken mittels Aufzählungszeichen, so genannten Bulletpoints, eine lineare Struktur zu geben. Wer keine Inhalte hat, dem hilft der AutoInhalt-Assistent zu Themen wie «Mitteilung negativer Nachrichten» oder «Marketingplan» mit vorgefertigten Inhalten («Gehen Sie auf die Rolle von firmenexternen Partnern beim Vertrieb in vertikalen Märkten ein»).

Das Querformat ist eine Ableitung der Projektionsfläche, die wir von Kino, TV und PC kennen. Es unterscheidet sich in dieser Hinsicht vom quadratischen Hellraumprojektor mit den abgeschrägten Ecken, auf dem vornehmlich am Buch orientierte, hochformatige Folien präsentiert werden. Im Gegensatz zur Linearität von PowerPoint suggeriert der Hellraumprojektor eine gewisse Tiefe des Gedankens.

Vorteile (2)

- Verbindung mit anderen Medien
  - Bilder
  - Filme
  - Tondokumente
  - Hyperlinks
- Abwechslung in der Präsentation

6

Wer sich geschickt anstellt, kann allerdings die lineare Struktur von PowerPoint, ähnlich dem Internet, mit Hyperlinks durchbrechen. Die Software macht es möglich, Bilder, Filme und Tondokumente wiederzugeben.

PowerPoint geht zwar alles andere als souverän mit Multimedia-Inhalten um, doch kann man x-welche Inhalte über die Software anwählen. Das macht einen Vortrag allerdings nur dann besser, wenn die Präsentation durchdacht konstruiert ist, was ungefähr so häufig vorkommt wie weisse Weihnachten auf Waikiki. Ansonsten erfüllt der multimediale Ausflug einzig den Zweck, anfangs das Eis zu brechen oder das Publikum mit etwas Action aus seinem süssen Schlummer zu wecken.

Vorteile (3)

- kostensparend
- einfache Handhabung
- umweltfreundlich

7

«Nie mehr Folien!» bedeutet nicht nur, dass wir jetzt mehr Erdöl zum Autofahren und mehr Taschengeld für Zigaretten zur Verfügung haben. Ohne Plastikfolien kein Ärger mehr mit verkorksten Folienrollen, keine schiefen schwarz-weiss-Folien, keine unleserlichen Handschriften und kein hektisches Suchen nach dem nächsten Blatt. Mit jedem PowerPoint-Slide spart die Studentin etwa sechzig Rappen. Das wären 7.20 Franken für diesen Artikel. Da ist es nahe liegend, möglichst viel sparen zu wollen und deshalb mit möglichst vielen Slides aufzufahren. Lustigerweise legt mit dem Gewicht des Geldbeutels auch dasjenige der Schreibfehler zu. Kaum gespart wird hingegen in Unternehmen, in denen die Unsitte herrscht, ganze PowerPoint-Präsentationen vierfarbig auf Papier auszudrucken, zu binden und zu verteilen.

Probleme (1)

- geringe Informationsdichte
- lineare Struktur schränkt ein
- Komplexes kaum darstellbar

8

Doch wie bei allem, was Microsoft hervorbringt, sind Kritiker nicht weit. Der Yale-Professor Edward Tufte ist ein vehementer Gegner von PowerPoint. Er beobachtet, dass die Information, will sagen: Buchstabendichte, bei wissenschaftlichen Publikationen und Büchern am höchsten ist, gefolgt von populären Internet-Newsseiten. Am unteren Ende der Skala rangieren PowerPoint-Präsentationen mit einem Dreissigstel der Informationsdichte der bestplatzierten Medien. Der tiefe Informationsgehalt ist nicht zuletzt bedingt durch die Pixelzahl des Bildes.

Tufte weist ausserdem darauf hin, dass das durchhierarchisierte PowerPoint in keiner Weise komplexen Gedankengängen gerecht wird, diese sogar verzerrt oder kausale Zusammenhänge und Zugehörigkeiten suggeriert, wo keine sind.

Probleme (2)

- überzeugt durch Form statt Substanz
- Form bestimmt Substanz

9

Die Vereinfachung der Substanz auf wenige Schlüsselwörter ist zur akzeptierten Form geworden. Nehmen wir als Beispiel diesen Artikel. Das Ganze muss auf diese «iQ»-Seite passen. Es soll nicht einfach ein öder Artikel sein, sondern durch peppige Slides auf der linken Seite ein ungewöhnliches Äusseres kriegen. Der Artikel wird bestimmt durch die Slides, ein Hauptgedanke pro Slide, einige Nebengedanken. Diesem steht auf der rechten Seite etwas Platz für Lauftext gegenüber, der allerdings immer mit dem Slide beginnen muss, weil es sonst nicht wie ein Zeitungsartikel aussehen würde.

Eine ausführliche Präsentation der Ergebnisse der Online-Studie beispielsweise musste als nicht-formtauglich verworfen werden. Dafür besticht der Artikel durch Oberflächlichkeit.

Probleme (3)

- Schulung unüblich
- Grenzen werden übersehen
- Vortragstechnik oft inadäquat

10

Da PowerPoint so einfach daherkommt, erwarten alle von allen, dass sie es beherrschen. Präsentation auf Knopfdruck gewissermassen. In der Tat kann praktisch jede und jeder ohne Vorkenntnisse irgendeine PowerPoint-Präsentation erstellen. Mit haarsträubenden Resultaten, von denen wenigstens unser eingangs erwähnter Coiffeur profitieren dürfte.

Trotzdem ist PowerPoint-Schulung rar. Jede PowerPoint-Schulung, die nicht in erster Linie aufzeigt, wo die Grenzen des Programms liegen, hat ihren Zweck verfehlt. Doch nicht nur die richtige Wahl eines Mediums ist entscheidend. Jedes Medium verlangt eine ihm angepasste Vortragstechnik. In der Sozialökonomie und der Psychologie sollen Weisungen zum Umgang mit PowerPoint existieren, was allerdings nicht bestätigt werden konnte.

Postulat

- Schulung tut Not
- Grenzen erkennen
- Rückbesinnung auf zwischenmenschlich vermittelte Inhalte

11

Ein Programm, das so verbreitet ist wie PowerPoint und zum Mittler geworden ist zwischen Führungskräften und Team, Wissenschaft und Industrie, das die Argumentationsstruktur prägt, sollte mit Sorgfalt von geschulten Leuten eingesetzt werden. Doch alles andere ist der Fall. PowerPoint kann man einfach, wie man einfach telefonieren kann; Schulungen erübrigen sich, die Grenzen von PowerPoint scheinen nicht zu existieren. Gleichwohl könnten ein Handout einer komplexen Tabelle oder ein Gespräch am runden Tisch in vielen Fällen mehr und schneller Wissen vermitteln oder Konflikten auf die Spur kommen. Gleichzeitig wäre es an der Zeit, gerade für vielschichtige und wissenschaftliche Aufgaben, ein Programm zu entwickeln, das komplexen Anforderungen gerecht wird.

Quellen

- Tufte: The Cognitive Style of PowerPoint. 2003. Cheshire: Graphics Press LLC.
- Microsoft Deutschland: PowerPoint 2003. www.microsoft.com/germany/office/powerpoint/default.mspx
- Mingels / Arnold: Sprechen Sie PowerPoint? In: Das Magazin Nr. 8, 21.02.2004, S.10
- Byrne: Envisioning Emotional Epistemological Information. www.davidbyrne.com/art/eeei/

12

Und trotzdem: Wer PowerPoint im Rundumschlag verdammt, übersieht, dass erst die unsachgemässe Anwendung die beschränkten Möglichkeiten des Mediums zu Tage fördert. Wer sich hingegen der Restriktionen bewusst ist, kann mit PowerPoint durchaus ansprechende Präsentationen erstellen – und bei Bedarf auf geeignetere Medien ausweichen.

Wenn man vom heutigen PowerPoint-Denken wegkommt, das, gemäss Edward Tufte, alles in ein Verkaufsgespräch verwandelt, können sich selbst in dieser Software Welten auftun. Als prominentester Vertreter der so genannten PowerPoint-Kunst hat sich Ex-Talking Head David Byrne hervorgetan.

Das «iQ» verrät das Geheimnis seines Erfolgs: Einfügen > Grafik > AutoFormen > Blockpfeile.

DIE CONSULTANTS DER UNIVERSITÄT

Die Evaluationsstelle – Schaf im Wolfspelz

Die Evaluationsstelle der Universität Zürich wurde geschaffen, um die Qualität in Lehre, Forschung, Dienstleistung und Leitung zu sichern; schade bloss, dass ihre Forschungsresulate vor allem in Bezug auf die Lehre selten Konsequenzen mit sich bringen. Von Gill Vankesen

Wer kennt das nicht, man sitzt mit der Familie am Kaffeetisch, und die gefürchteten Fragen kommen: «Was machst du eigentlich in deinem Studium, was kannst du später damit anfangen?» Gemeint ist: «Wozu bist du da, welchen Nutzen wirst du bringen?» Immerhin sind Studierende mit diesem Problem nicht allein. Auch die Universität muss der Hand, die sie füttert, immer wieder glaubhaft machen, dass es sie braucht, vor allem seit sie mit dem Unigesetz von 1998 mit der Autonomie die grosse Freiheit erhalten hat.

Konsequenzen fehlen

So wurde die nur dem Unirat unterstellte Evaluationsstelle geschaffen, die seit 2001 systematisch untersucht, wie gut die Uni Zürich ist. Ihr Auftrag ist «die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit in Forschung, Lehre und Dienstleistungen sowie die Qualität der Arbeit in der Leitung und der Verwaltung zu erheben, zu sichern und zu verbessern» sowie «Entscheidungshilfen bei der mittel- und langfristigen Planung zu erarbeiten» und «Rechenschaft abzulegen gegenüber der Öffentlichkeit». Die Evaluationsstelle arbeitet nach internationalen Standards, sehr umfassend und mit einem ausgeklügelten Verfahren (siehe Box). Was aber bedeutet das für die Studierenden? Klar ist, es wird nicht für die Studierenden evaluiert. Aber sie sind, so Thomas Rothenfluh, Geschäftsführer der Evaluationsstelle, ein wichtiger Teil der Universität und werden als Betroffene in die Evaluation einbezogen. Das geschieht zum einen über die VertreterInnen. «Die Evaluationsstelle tut alles, um die Fachvereine von Anfang an ins Verfahren und die dafür geschaffene Arbeitsgruppen einzubinden», betont Rothenfluh. Ursina Kuhn vom Fachverein Politikwissenschaft bestätigt die gute Zusammenarbeit: «Wir wurden immer ernst genommen». Das bekräftigt Kristina Roth vom Fachverein Geographie. Beide Fachvereine verfügen über gute Kontakte zur Evaluationsstelle, wurden in die Arbeitsgruppe ihres Instituts eingebunden, sind umfassend über alle Schritte des Verfahrens informiert worden und konnten sich aktiv beteiligen.

So konnte der Fachverein Politikwissenschaften einen eigenen Evaluationsbericht verfassen, der seine Sicht des Instituts wiedergibt. Dafür hat der Fachverein sogar zwei Diskussionen mit Studierenden durchgeführt. Inhaltlichen Punkte wie die prekäre Raumsituation am Institut, die schlechten Betreuungsverhältnisse, die Probleme bei Feedback und Benotung studentischer Leistungen oder der Anrechnung von im Ausland erbrachten Leistungen, wurden in den Evaluationsbericht aufgenommen.

Der Fachverein Geographie engagierte sich vor allem bei der Anpassung des Studierendenfragebogens zum Geographiestudium und seinen Rahmenbedingungen und konnte sich dabei sehr gut einbringen. Der Gesamtbericht wurde den Erwartungen der Studierenden allerdings nicht gerecht. Der Fachverein erstellte extra eine nach Studienschwerpunkten aufgeteilte Auswertung – im Gesamtbericht wurden die Ergebnisse dann aber wieder zusammengefasst.

Das Problem dabei: Es werden keine Namen genannt, so dass die Kritik verpufft beziehungsweise in einer Gesamtbeurteilung unsichtbar wird. So sind Konsequenzen von vornherein ausgeschlossen. Simon Hofmann vom Fachverein Geschichte hat bei der Evaluation des Historischen Seminars dieselben Erfahrungen gemacht: «Man kann einzelne Dozierende nicht wirklich kritisieren und vor allem nicht zwingen, ihre didaktischen Fähigkeiten oder die schlechte Betreuung ihrer Studierenden zu verbessern.» Die Evaluation birgt also auch Enttäuschendes.

Ergebnisse kaum sichtbar

Für den Grossteil der Studentinnen und Studenten besteht das Evaluationsverfahren lediglich aus dem Ausfüllen der Fragebögen. Laut Rothenfluh sind die Rücklaufquoten bei diesen Befragungen überdurchschnittlich hoch, und Kristina Roth hat bei «ihren» Studierenden keinen Unmut über den Aufwand beim Ausfüllen gespürt. Allerdings waren die Geographie-Studierenden unzufrieden damit, wie die Ergebnisse der Befragung präsentiert wurden. Die Evaluationsstelle legt den Dozierenden nahe, die Befragungsergebnisse zu präsentieren, was diese zum Teil miserabel tun. Dabei ist hier die einzige Möglichkeit für die Studierenden, mindestens einen Teil der Resultate zu sehen.

Für die Studierenden besteht also das gleiche Problem wie für ihre Fachvereine: Sie beteiligen sich aktiv an den Evaluationsverfahren, sehen aber kaum Ergebnisse, und wenn, dann sind diese so zusammengefasst und anonymisiert, dass viele der studentischen Kritikpunkte bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Das betrifft vor allem die Bewertung der Dozierenden und der Lehrqualität. Rothenfluh ist das Problem bewusst, die Rechtslage verbietet aber die Veröffentlichung von Daten, sogar gegenüber Unileitung und -rat. «Wir dürfen die Daten nur zweckgebunden verwenden, und auch dann nur mit der schriftlichen Einwilligung der jeweiligen Dozierenden.»

«Mittelfristig» ist zu lang

Das hat einen beträchtlichen Einfluss auf die Konsequenzen einer schlechten Bewertung. «Es gibt praktisch keine kurzfristigen Folgen, das kann frustrierend sein», sagt Rothenfluh. Kristina Roth bestätigt: «Der Aufwand einer Evaluation ist nur gerechtfertigt, wenn was passiert.» Als Geographiestudentin hat sie einige Kurse an der ETH belegt, wo schlechte Dozierende zu einem Gespräch mit einer höheren Instanz (unter Umständen gar dem Rektor) zitiert wurden. An der Uni ein Ding der Unmöglichkeit, die schwarzen Schafe werden nicht mal namentlich genannt. «Mittelfristige Konsequenzen gibt es aber schon», hält Rothenfluh dagegen und hofft dabei auf einen – wohl eher irrationalen – Druck, der selbst die schlechtesten Dozierenden mit der Zeit zur Eigeninitiative treiben soll. «Mittelfristig» ist allerdings eine Zeitspanne, die ein durchschnittliches Studium schnell einmal überschreitet. So mag die Evaluationsstelle mit ihren Verfahren als Rechtfertigung gegenüber der Öffentlichkeit dienen. Um den Studierenden zu besserer Lehre und Betreuung zu verhelfen, braucht es aber mindestens die Möglichkeit zu konkreten Konsequenzen.

www.evaluation.unizh.ch

Ablauf von Evaluationsverfahren

- Information aller «Stakeholders» (Evaluationsbeteiligte und -betroffene)
- Selbstevaluationsberichte
- Studierenden-, AbsolventInnen- und Lehrveranstaltungsbeurteilungen; Befragungen von Mittelbau, Mitarbeitenden
- Auswertung der Befragungen, Erstellen von Berichten (durch Evaluationsstelle)
- Besprechung der Ergebnisse der Lehrveranstaltungsbeurteilungen mit den Studierenden in den jeweiligen Lehrveranstaltungen durch die Dozierenden
- Site Visit durch externe ExpertInnen; Gespräche mit allen Stakeholders
- ExpertInnenbericht
- Stellungnahmen aller Stakeholders zum ExpertInnenbericht
- Gesamtbericht der Evaluationsstelle
- Stellungnahmen aller Stakeholders zum Gesamtbericht
- Schlussbericht zuhanden Unirat, Unileitung und DekanIn
- Einladung der Universitätsleitung an alle Stakeholders zum Follow Up-Gespräch
- Follow-Up mit Zielvereinbarung (zwischen Universitätsleitung und Institut)
- «Monitoring» nach zwei Jahren durch Evaluationsstelle mit Bericht an Unirat

PORTRAIT DER PROJEKTGRUPPE STUDIERENDENBEFRAGUNG

Den Dozierenden auf die Finger schauen

Ob die Studierenden mit den Vorlesungen und den Dozierenden zufrieden sind, spielt an der Uni Zürich derzeit keine grosse Rolle. Um das zu ändern, wurde eine Projektgruppe gegründet. In ihr sitzen auch zwei Studierende. Von Andi Gredig

Ulla Blume und Roger Keller sind ein gutes Team. Obwohl oder gerade weil sie sich nicht immer einig sind. «Es ist nicht so, dass wir irgendwo völlig entgegen gesetzte Meinungen hätten…», sagt Ulla, «…aber wir gewichten die Aspekte manchmal unterschiedlich», ergänzt Roger. Die beiden bereiten sich bei unserem Treffen gerade auf die nächste Sitzung in der Projektgruppe Studierendenbefragung vor. Für Roger ist es insgesamt die elfte, für Ulla die vierzehnte. Seit über einem Jahr vertreten sie die über 23 000 Studierenden der Uni Zürich in besagter Projektgruppe.

Den Studierenden Gehör verschaffen

Für die aktuelle Sitzung gehen sie nochmals die drei Fragebogen-Modelle durch, die für die geplante Befragung in Betracht gezogen werden. «Im Rahmen der Evaluationen der einzelnen Institute werden zwar bereits die Studierenden befragt. Die Beurteilung der Lehrveranstaltungen und Dozierenden ist dort aber lediglich einer von vielen Aspekten», erklärt Ulla. Um die direkt Betroffenen – stärker in die Verbesserung der Lehrqualität einzubeziehen, wurde von der Unileitung in Zusammenarbeit mit dem Studierendenrat (StuRa) die Projektgruppe Studierendenbefragung geschaffen.

Ziel ist es, die Studierenden systematisch und flächendeckend zu befragen. Innerhalb der Gruppe wird einerseits abgeklärt, welche Voraussetzungen nötig sind, um eine solche Befragung durchzuführen. Andererseits wird diskutiert, was mit den Resultaten passiert, welche positiven und negativen Konsequenzen diese haben sollen, wie erreicht werden kann, dass die Studierenden sich an der Evaluation beteiligen und – eben – wie ein Fragebogen auszusehen hat.

Gut vertreten ist halb gewonnen

«Er passt mir einfach nicht», antwortet Ulla auf Rogers Frage, weshalb sie den Bogen von Marsh ausschliesse. «Ich bezweifle, dass diese Argumentation so durchgeht», entgegnet Roger grinsend. Dass sich die beiden nicht immer von Anfang an einig sind, hängt auch mit ihren unterschiedlichen Hintergründen zusammen. Ulla studiert Germanistik und steht vor dem Liz. Roger absolviert auf dem zweiten Bildungsweg ein Geographiestudium und ist im 5. Semester. Klar, dass Roger beim Thema Lehrqualität zuerst die Qualitäten und Mängel an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät einfallen. Klar auch, dass Ulla dabei in erster Linie an den Alltag an der Philosophischen Fakultät denkt. «Dass wir an unterschiedlichen Fakultäten studieren, macht Sinn. Schliesslich vertreten wir alle Studierenden», sagt Ulla. An den Sitzungen der Projektgruppe treten sie und Roger dementsprechend geeint auf. Dass gerade sie die Studierenden vertreten, ist kein Zufall. Ulla war schon bei der Schaffung der Projektgruppe beteiligt. «Lehrqualität, das ist mein Thema – und war einer der Hauptgründe dafür, dass ich begonnen habe, mich in der Studierendenpolitik zu engagieren», erzählt Ulla. Inzwischen setzt sie sich schon seit Jahren sehr aktiv für die Studierenden ein. Roger hat unipolitisch weniger Erfahrung: Im Herbst 2004 hat er zusammen mit zwei KommilitonInnen die StuRa-Fraktion «Die Geographen» (heute Studierende für eine nachhaltige Uni Zürich - StenU) gegründet und wurde in den Rat gewählt. Im April letzten Jahres wurde er vom StuRa in die Projektgruppe gewählt.

Sichern für die Studierenden die Qualität: Roger und Ulla. (Bild: and.)

Die Mitarbeit zeigt Wirkung

Projektleiter Marek stellt den beiden ein gutes Zeugnis aus: «Ulla und Roger sind sehr aktiv, gut vorbereitet und haben noch keine Sitzung verpasst.» Die Zusammenarbeit empfindet er als sehr konstruktiv. «Manchmal streiten wir über einzelne Punkte», sagt Marek. Das hänge mit den unterschiedlichen Perspektiven zusammen und genau deshalb sei es ja auch so wichtig, dass Studierende in dieser Gruppe mitarbeiten. «Das Beisein von Studierenden wirkt einer kaum zu vermeidenden ‹Betriebsblindheit› entgegen», so Marek. Ulla bestätigt: «Ohne unsere Mitarbeit wäre sicher der eine oder andere wichtige Punkt vergessen worden.»

Der Fokus der Befragungen läge ohne ihre Inputs weniger auf den Dozierenden. Auch für die Veröffentlichung der Evaluationsresultate mussten sie sich einsetzen. «Negative Auswirkungen für Dozierende mit durchwegs schlechter Bewertung wären ohne unser Beisein wohl ein Tabu geblieben», sagt Roger.

Ungewisse Zukunft

In der Projektgruppe werden die StudierendenvertreterInnen ernst genommen. «Schliesslich sind die Studierenden die Zielgruppe», sagt Marek. Und der StuRa ist Auftraggeber – gemeinsam mit der Unileitung. Das Klima sei angenehm und die Zusammenarbeit funktioniere im grossen und ganzen gut, finden Ulla und Roger. «Die Effizienz lässt sich verbessern», ergänzt Roger.

Wie lange die Projektgruppe in dieser Form noch existiert, ist unklar. Im Moment spricht vieles dafür, dass gegen Ende Jahr eine Pilotbefragung gemacht werden kann. Ulla und Roger sind sich einig, dass es auch danach ein Gremium geben muss, um den Umgang mit den Ergebnissen zu überwachen. Auch dort gehören Studierende rein. Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass es Roger und Ulla sein werden. Ein so gutes Team zu ersetzen dürfte schwer werden.

40%

Rabatt für Studierende.

Die «Neue Zürcher Zeitung» mit 40% Rabatt für Studierende oder 5 Wochen kostenlos zum Kennenlernen: Tel. 044 258 15 30 oder www.nzz.ch/abo.

Neue Zürcher Zeitung

COMPUTERPROBLEME AN DER UNIVERSITÄT

Computer schaffen Arbeitsplätze

Seit 1996 wird an der Universität Zürich schrittweise die Software SAP eingeführt: UniVers heisst der langwierige und kostspielige Zentralisierungsprozess im Zuge der Bologna-Reform, der nicht nur Freunde gefunden hat. Von Ajuni Burk

Heutzutage wäre der Universitätsbetrieb ohne SAP kaum mehr denkbar. Die Studienadministration, Finanzen, Personalbelange, die Semesterplanung, Vorlesungsverzeichnisse und Raumzuteilung werden über die Software abgewickelt. Genutzt wird SAP nicht nur von Mitarbeitenden, sondern auch von allen Studierenden, die sich neu online immatrikulieren und sich ihre Vorlesungen und Kreditpunkte im entsprechenden Modul zusammensuchen. So zumindest die Theorie.

Zeitraubendes neues Computersystem

Die Begeisterung für SAP hält sich bei vielen Nutzerinnen und Nutzern in engen Grenzen. Zahlreiche Institute verfügten über eigene, genau auf ihre Bedürfnisse abgestimmte und funktionierende Systeme, mussten dann aber im Zuge einer Vereinheitlichung und Zentralisierung der Universitäts-Administration auf SAP umstellen – und dessen andauernde Kinderkrankheiten miterleben.

Der riesige Aufwand für die Einführung der Software betraf viele Mitarbeitende der Universität: Schulungen waren nötig, Weiterbildungen wurden während der Arbeitszeit angesetzt. Corinne Maurer, Fachreferentin am Institut für Informatik, erinnert sich, dass die Teilnahme an SAP-Sitzungen, Weiterbildungskursen und ähnliches enorm viel Zeit in Anspruch nahm. Diese Zeit wendete sie gern auf, etwa, um ihre Erfahrungen mit der Software den Entwicklern mitzuteilen. Diese Zeit war es aber auch, die auf Kosten ihrer anderen Pendenzen abging. Die intensive Schulung erachtet sie als positiv: «Die Abklärungen zur Einführung von SAP haben sehr früh begonnen, ich werde seit Jahren miteinbezogen. So gewann ich den Eindruck, dass mit grösstmöglicher Sorgfalt Bedürfnisse und Anforderungen bereits an der Basis erhoben wurden.»

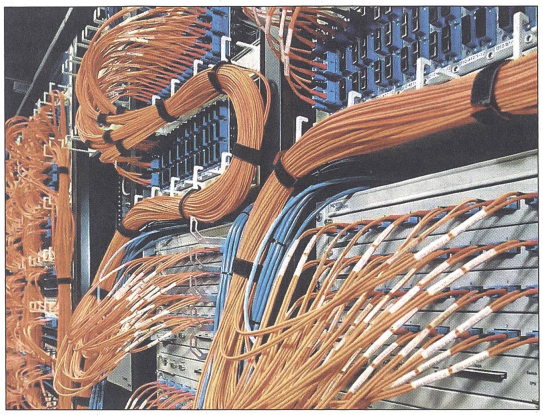
Dennoch kommen zahlreichen Anwenderinnen und Anwendern spontan nur Nachteile des neuen Systems in den Sinn. Der Zeitaufwand für Mitarbeitende, sei es um Vorlesungen ins Verzeichnis einzugeben, Abschlusszeugnisse auszustellen oder Datenverluste zu beheben, hat sich seit der Einführung von SAP vervielfacht. Es dauert zu lange, bis Mutationen sichtbar werden. Dokumente zu drucken wird zum Glücksspiel. Laufende Modifikationen und Verbesserungen bringen die Notwendigkeit weiterer Tests und Schulungen mit sich. Institute sehen sich gezwungen, zusätzliches Personal einzustellen.

«Studierendenportal ist Katastrophe»

Für Studierende birgt das neue Vorlesungsverzeichnis besonderes Frustrationspotential. Zu Beginn des letzten Semesters brach der Server, dem Ansturm der Nutzer nicht gewachsen, zusammen. Die Mängel sind derart gravierend, dass sich der Studierendenrat der Universität Zürich (StuRa) im Dezember gezwungen sah, der SAP-Projektleitung einen Brief zu schicken. Das Modulbuchungstool gibt Anlass zu Ärger, die Merkliste speichert keine Einträge, die Kreditpunkte der Veranstaltungen sind im Verzeichnis nicht aufgeführt. Die Darstellung der Seiten ist, milde ausgedrückt, haarsträubend. Auch die Semestereinschreibung funktionierte keineswegs reibungslos, rund 2500 Studierende konnten sich im Wintersemester 2005/06 nicht erfolgreich online immatrikulieren (iQ 49).

Schlechter Kundenservice bei SAP

Neben ihrem stark gewachsenen Zeitaufwand mit SAP ärgern Corinne Maurer nach wie vor «die vielen unsinnigen, unnötig erschwerten Abläufe.» Insgesamt zieht sie dennoch ein vorsichtig positives Fazit. Zwar sei häufig die Rede davon, dass für gewisse Korrekturen kein Geld vorhanden sei; ausserdem sei SAP wohl nicht wirklich für ein komplexes universitäres Umfeld mit unterschiedlichen Ansprüchen der Institute und Fakultäten geeignet, doch sei der Support von Universitätsseite immer wieder erfreulich gewesen. Was man von der Firma SAP selbst nicht behaupten könne. Deren Kundenfreundlichkeit falle äusserst bescheiden aus, und es heisse oft , dies und jenes sei nicht machbar: «Es ist wohl wesentlich angenehmer, für SAP zu arbeiten, als mit SAP!».



Mehr Vernetzung, mehr Zentralisierung, mehr Verwirrung: SAP zieht ein.

Ein Mitarbeiter am Deutschen Seminar fühlt sich von Universitätsseite bei SAP-bedingten Problemen häufig alleingelassen. «Bei den Informatikdiensten wird oft gesagt, sie seien nicht zuständig, sie weisen dich an andere Stellen weiter, die dich wiederum an andere verweisen, bis ein ganzer Morgen vergangen ist und du erneut bei den Informatikdiensten landest, ohne dass das Problem behoben wäre.»

Kein Kommentar der Verantwortlichen

Wer weiter oben Erkundigungen über die Erfahrungen mit SAP und Probleme der Software einholen will, stösst auf einen verbreiteten Unwillen, etwas zum Thema zu sagen. Anfragen wurden abgelehnt wegen «Insiderwissen», oder weil «es dazu nichts zu sagen gibt». Die SAP-Abschlussparty ist bereits gefeiert – man gewinnt den Eindruck, es sei alles in bester Ordnung. Angesprochen auf die Kritik der Anwenderinnen und Anwender, meint Thomas Hildbrand, der Projektleiter von UniVers, beschwichtigend, man befinde sich mit der neuen Software in der «Optimierungsphase». Jede Softwarelösung verlange nach einer Harmonisierung von Prozessen, was in diametralem Gegensatz zur dezentralen Organisation der Universität stehe und zwangsläufig zu Problemen führe. «Erst wenn SAP zwei Jahre in vollem Einsatz gestanden ist, wird man es wirklich beurteilen können», so Hildbrand.

Die Einführung von SAP an der Universität ist schon viel zu weit fortgeschritten, um sie ernsthaft in Frage stellen zu können, so gerne manche auf frühere Softwarelösungen zurückgreifen würden. Die Bologna-Reform hat eine Zentralisierung vieler universitärer Bereiche unumgänglich gemacht. Über die bisherigen und zukünftigen Kosten der ganzen Übung wird bezeichnenderweise keine Auskunft gegeben. Die Probleme und Unzulänglichkeiten der Software, die die Nutzerinnen und Nutzer universitätsweit frustrieren, gilt es so gut und schnell wie möglich auszumerzen und nicht auch noch unter den Teppich zu kehren. Ansonsten verkommt die in Abklärungen oder Schulungen investierte Zeit im Nachhinein zur Farce.

STUDENTISCHE POLITIK AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Das Ende des Streichelzooparlaments

Der neue Studierendenrat ist gewählt. Die zwei neuen linken Gruppierungen eroberten um ein Haar eine Mehrheit im Rat. Durch ihre Konkurrenzsituation beleben sie den Rat. Die Rechte bleibt unwichtig. Von Andi Gredig

Die Fakten: Ende November, Anfang Dezember letzten Jahres fanden Wahlen in den Studierendenrat der Universität Zürich (StuRa) statt. Zur Wahl stellten sich 82 Studentinnen und Studenten. Für 70 Sitze. 1771 Studierende beteiligten sich an der Wahl. 20 638 taten es nicht.

Zu zweit in grossen Fussstapfen

Von den – offensichtlich wenigen – Eingeweihten wurden die Wahlen und die Folgen mit Spannung erwartet. Zuerst einmal, weil es fraglich war, ob überhaupt welche stattfinden. Nach rund zwanzig Jahren trat das studipolitische Schwergewicht VSU nicht mehr zur Wahl an. Es war absehbar, dass die von dessen ehemaligem Vorstand ins Leben gerufene kriPo (kritische Politik) die entstandene Lücke (der VSU besetzte 2005 noch 33 Sitze im Rat) nicht würde füllen können. Oder wollen. Stattdessen wollte die kriPo eine kleinere, dafür aber homogenere und aktivere Fraktion bilden, als dies der VSU getan hatte. Dieser Vorsatz war und ist lobenswert. Nur gefährdete er auch die Wahlen. Jedes Jahr kämpft der StuRa damit, genügend Kandidierende aufzutreiben. Schafft er das nicht, drohen stille Wahlen und ein weiterer Verlust an Legitimität.

Um dieses Szenario abzuwenden und weil die kriPo nicht ganz ihren Vorstellungen entsprach, stampfte eine Gruppe ehemaliger VSU-Vertreterinnen und -Vertreter um StuRa-Vizepräsident Peter Kramesberger «skalp» (studentisch konstruktiv aktiv links pragmatisch) aus dem Boden. Skalp trat mit 22 Kandidierenden an. Die kriPo schickte 18 Kandidatinnen und Kandidaten ins Rennen. Das reichte, um stille Wahlen zu verhindern, obwohl die Bürgerlichen mit lediglich zwei Kandidaten antraten und so ihre Marginalität in der Zürcher Studierendenpolitik erneut unter Beweis stellten. Die Linke hatte ihren StuRa gerettet.

Ein einig Volk von ParlamentarierInnen

Skalp hat die Wahlen nicht nur ermöglicht, sondern auch gewonnen. 21 Sitze besetzt die skalp-Fraktion, 13 Sitze holte sich die kriPo, die damit die zweitgrösste Fraktion bildet. Die Frage war nun, wie die zwei aus dem VSU entstandenen Gruppierungen zusammenarbeiten würden. Beide hatten sich um einen aktiven Wahlkampf bemüht. Aber abgesehen von einigen mal mehr, mal weniger subtilen Seitenhieben war von Kampf nicht viel zu spüren. Seit Konstantin Benz vom Studentenring sich so sehr über die «Unfähigkeit» im StuRa aufregte, dass er diesem «Kindergartenparlament» den Rücken kehrte, hatten sich eigentlich alle nur noch lieb im studentischen Parlament. Und so schien jede Fraktionswerbung in erster Linie StuRa-Werbung. Ähnliches war auch von der konstituierenden Sitzung des Rats zu erwarten.

Schärferer Umgangston

Irren ist bekanntlich journalistisch und so verlief das erste Zusammetreffen des neuen Rates alles andere als ruhig. An der Sitzung vom 25. Januar wurden die einzelnen Kommissionen und die Exekutive des StuRa, das StuRa-Büro, besetzt. Es war nicht zu übersehen, dass durch das Ende des VSU etwas in Bewegung gekommen ist in der studentischen Politik: Der Sitzungsraum war zum Bersten voll. 69 von 70 Räten und Rätinnen waren anwesend – üblicherweise sind es nur knapp mehr als die Hälfte.

Eine Veränderung war auch beim Studentenring zu erkennen. Dieser hatte bisher zwar mit provokativen Parolen gepoltert, um Kommissionen aber immer einen weiten Bogen gemacht. Konstantin Benz, inzwischen gar nicht mehr Ratsmitglied, liess sich nicht nur in die Geschäftsprüfungskommission wählen, sondern kippte in einer Kampfwahl auch Carol Ribi (kriPo) aus der Bildungspolitischen Kommission – wenn auch mit kräftigem Proporz-Rückenwind: Benz erhielt 8 Stimmen, Ribi 33. Das neue Gesicht beim Studentenring, Armando Hammer, setzte sich ebenfalls in zwei Kampfwahlen durch und zog in den ASVZ-Vorstand und die Kommission Studentische Räume ein. Wie aktiv die Mitarbeit der Bürgerlichen sein wird, bleibt abzuwarten.

Grundkurs in Demokratie: Proporzwahlen im StuRa. *(Bild: Joëlle Zimmerli)*

Ein weiterer Unterschied zur letzten Amtsperiode zeigte sich bei der Besprechung der Vernehmlassungsantwort zur Gestaltung der Doktoratsstufe. Nicht nur, dass der von der Bildungspolitischen Kommission ausgearbeitete Vorschlag auf mehr und besser durchdachte Kritik stiess, als zu erwarten gewesen war, der Ton der Diskussion hatte sich auch verschärft. Leider kamen die Einwände etwas spät.

Ungleiche Konkurrentinnen

Was die Zusammenarbeit von kriPo und skalp betrifft, gingen die beiden zwar wie erwartet bei einigen Kommissionswahlen Listenverbindungen ein; dort, wo sie Konkurrentinnen waren, bekämpften sie sich aber. Und sie gingen dabei nicht zimperlich miteinander um, was besonders bei den Wahlen in den Universitätsrat zu spüren war. Offensichtlich wollen sich die beiden Fraktionen gegenseitig beweisen, dass sie aktiver und stärker sind. Dass die Fraktion skalp im Rat mehr Rückendeckung findet und diesen Vergleich entsprechend gewinnen dürfte, überrascht nicht. Immerhin gehören ihr der Präsident sowie der neue und der alte Vize-Präsident an – und «pragmatisch» steht bei ihr schon im Namen. Was hingegen überrascht, ist die Tatsache, dass die kriPo sich auf diesen Vergleich einlässt. Wer sich öffentlich derart klar links positioniert, muss auch mit Widerständen klar kommen.

Zu wenig Kritik innerhalb des Rates

Ganz alles hatte sich dann doch nicht verändert. Wie schon im letzten Jahr gab es bei der Ernennung des Büros stille Wahlen. Das ist enttäuschend. Die Exekutive des Rates ist wesentlich an allen Projekten beteiligt und vom Engagement ihrer – bezahlten – Mitglieder hängt letztlich alles ab. Im letzten Jahr lief bei weitem nicht alles problemlos und ein etwas kritischerer Rat wäre sehr im Sinne der Studierenden gewesen. Dass niemand aus dem Rat eine Frage an eine oder einen der Kandidierenden hatte, war bezeichnend. Insbesondere dass der erneuten Kandidatur des Bisherigen Andres Petralli, der im vergangenen Jahr vor allem durch Abwesenheit geglänzt hatte, keinerlei Skepsis entgegengebracht wurde, ist unverständlich. Petralli liess auf Anfrage des «iQ» durchblicken, dass er nicht vorhabe, sich im kommenden Jahr intensiver für den StuRa einzusetzen als im 2005. «Besser es ist selten jemand da, als gar nie», fand Petralli.

Welcher Fussballer wars?

Nummer 50 lebt! Und wir leiden immer noch unter unserem tollen Namen. Für einmal, deuchte es uns, könnten wir da draus was machen. Der ultimative iQ-Test mit Preisen zum Losblättern! Ihr haltet euch für ganz schlau? Nehmt das!

1 Was stimmt?

a. Einstein fiel bei der ETH-Aufnahmeprüfung durch und wurde später ETH-Professor.
b. Einstein schrieb seine Dissertation und Habilitation an der Universität Zürich.
c. Einstein erhielt 1922 den Nobelpreis.

2 In welchem Jahr fand der Globuskrawall statt?

a. 1968
b. 1971
c. 1980
d. 1981

3 Wofür steht die Abkürzung KOL?

a. Institut für Kardilologie, Onkologie und Leukämie
b. Kollateralschaden
c. Kolloquium
d. Kollegiengebäude

4 Wieviele 4mm-Karohäuschen haben maximal vollständig auf einem (ungelochten) A4-Blatt Platz?

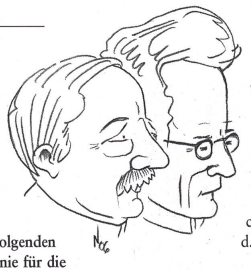
_____

5 Wie viele Kilometer umfasst das gesamte Tramliniennetz der VBZ?

a. 109.3 km
b. 92.3 km
c. 54 km

6 Wie heissen die vier Ninja Turtles?

1._____
2._____
3._____
4._____



7 Welcher der folgenden Schriftsteller hat nie für die «zürcher studentin» (bzw. damals den «Zürcher Student») geschrieben?

a. Friedrich Dürrenmatt
b. Max Frisch
c. Hugo Loetscher
d. Kurt Tucholsky

8 Welcher iQ-Redaktor hatte beim «Swiss-Date» keinen Erfolg?

_____

9 Welcher dieser Songs stammt nicht von «Michael Knight»?

a. Looking for Freedom
b. Pingu Dance
c. Everybody
d. Crazy for You

10 Lucy ist eine Austauschstudentin in Zürich. Obwohl sie sich gewohnt ist, dass in ihrer englischen Heimatstadt die Preise hoch sind, hat sie in Zürich in kürzester Zeit ihr ganzes Geld verprasst.
Damit sie sich weiter amüsieren kann, schreibt sie ihrer Grossmutter, dass sie mehr Geld brauche. Als Antwort erhält sie folgenden Brief:

```
    SEND
+   MORE
=  MONEY
```

Wenn sie herausfindet, für welchen Betrag MONEY steht, kriegt sie diesen von ihrer Oma. Wie viel Geld würde sie erhalten?

11 Welche Lampe leuchtet am hellsten, wenn A weniger hell als B, B heller als C, C gleich hell wie D, D heller als A und A weniger hell als C leuchtet?

c. A
b. C
d. D
e. keine Lösung
a. B

12 Wie heissen die Rektoren der Uni und ETH Zürich?

a. Hans Weder und Konrad Osterwaldner
b. Maximilian Jaeger und Ernst Hafen
c. Viorel Moldovan und Kurt Reimann
d. Keine der genannten Antworten

13 Womit wächst SuperMario?

a. Pilz
b. Schildkröte
c. Stern
d. Mütze

14 Die Freundschaft Zürichs zu welcher Stadt drückt ein Stein am Central aus?

a. San Francisco
b. Kunming
c. Berlin
d. Sydney

15 Welche Bargeldautomaten befinden sich bei der ETH-Cafeteria und im Lichthof der Uni-Zentrum?

a. Postomat/CS/ZKB
b. Postomat/UBS/CS
c. ZKB/CS/Alternative Bank

16 Wie heisst der Platz zwischen dem Kunsthaus und dem Schauspielhaus?

a. Pfauen
b. Heim-Platz
c. Kunsthaus-Platz
d. Theaterplatz

17 In welche Richtung dreht man die Wählscheibe eines Telefons um eine Nummer einzugeben?

a. Uhrzeigersinn
b. Gegenuhrzeigersinn
c. Immer der Nase nach
d. Osten

18 Ordne den iQ-RedaktorInnen ihre Namen zu!

19 Wie lautete Kurt Cobains zweiter Vorname?

a. Mickey
b. Donald
c. Gustav
d. Moldovan

20 Welches ist kein Film mit Terence Hill und Bud Spencer?

a. Vier Fäuste für ein Halleluja
b. Zwei Himmelhunde auf dem Weg zur Hölle
c. Zwei gegen Rio
d. Vier für ein Ave Maria

21 Warum haben die Türen von 24-Stunden-Tankstellen ein Schloss?

_____
_____

22 Welches Jubiläum feierte die ETH letztes Jahr?

a. 200
b. 125
c. 175
d. 150

23 An welcher Seite des ETH-Hauptgebäudes erwähnt eine Inschrift die Universität?

a. Süd
b. Ost
c. West
d. Nord

24 Was hätte Frau Kopp besser nicht getan, was E.T. unbedingt wollte?

_____

25 Welches ist das grösste Säugetier?

a. Free Willy
b. Flipper
c. Lassie
d. Blauwal
e. Buckelwal
f. Moldowal

26 Haben Kühe einen Bauchnabel?

a. Nein, Euter.
b. Ja.
c. Bin ich Bäuerin?
d. Ja, zwölf.

27 Wieviele Tiere brachte Moses insgesamt auf die Arche, wenn wir davon ausgehen, dass die Arche 750 Kubikmeter Stauraum umfasste und jedes Tier durchschnittlich 20cm lang, 15cm breit und 8cm hoch war?

_____

28 Wie alt ist das iQ?

a. 10 Jahre
b. 12 Jahre
c. 50 Jahre
d. 84 Jahre

29 Wie geht die Reihe weiter?

144 100 64 ____

30 Wie hiess die Zeitschrift mit Gimmick?

a. Spick
b. Yps
c. Junior
d. Fang & Fixi

31 Wer schrieb die Geschichte von der einsamen Klarinette im «Zürcher Student»?

a. Moritz Leuenberger
b. Adolf Ogi
c. Christoph Blocher
d. Kaspar Villiger

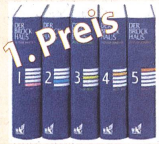
32 Was ist die Antwort auf alle Fragen?

a. Moldovan
b. Gott
c. 42

Der Preis ist kein Scheiss

Es ist ja bekanntlich nichts umsonst. Auch nicht die Schweisstropfen, die die vorliegende Zeitungsseite aufweichen. Mailt eure Antworten – es müssen nicht alle sein – an iq@mvzs.unizh.ch. Oder steckt die ausgefüllte Seite in ein Couvert und schickt oder bringt sie uns: *medienverein zs, iQ-Test, Rämistrasse 62, 8001 Zürich*

Einsendeschluss ist der 28. Februar 2006.
Der Rechtsweg ist auch für Jus-Studierende ausgeschlossen.



Brockhaus in fünf Bänden
Wer will schon eine Briefmarkensammlung sehen? Wirklich Eindruck macht der aktuellste Brockhaus in 5 Bänden. 5300 Seiten, 125 000 Stichwörter, Grafiken, Karten und Tabellen zum Abwinken. Dann klappt's auch mit den NachbarInnen.

2. & 3. Preis:
Je ein Halbjahresabonnement der NZZ

4. Preis:
Büchergutschein für 100 Franken von der Zentralstelle.

5. Preis:
Kopierkarte im Wert von 60 Franken.

6. Preis:
Luftikuss-Tasche von Luftschloss. www.luftschloss.li

Ohne Dings kein...

Name: _____

E-Mail: _____

Telefon: _____

2. Bund

Nachtleben: «Zukunft»
Erfahrungsbericht aus dem zukunftsträchtigen Nachtclub im Kreis 4.
→ Seite 13

Forschung: Queer Studies
Sexuelle Identitäten etablieren sich als wissenschaftlicher Gegenstand.
→ Seite 13

DVD: Drogen-Filme
Aus den Abgründen des menschlichen Suchtverhaltens.
→ Seite 15

UNI UND ETH IM VERGLEICH

Röstigraben am Hochschulhügel

ETH und Uni Zürich: zwei verschiedene Welten mit gegenseitig unverständlichen Fachsprachen? In dieser Form hat sich diese These rasch als unhaltbar erwiesen. Und doch ist etwas dran. Das «iQ» hat vier Personen befragt, die beide Institutionen von innen kennen. Von Sarah Genner

Ganz so einfach lassen sich unterschiedliche Mentalitäten an der Uni und ETH nicht schubladisieren. Zu sehr gleichen viele ETH-Fachrichtungen den Fächern der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Medizin in ihren Methoden und Forschungsgebieten. Wenn auch die Universität traditionell eher Grundlagenforschung betreibt und die ETH anwendungsorientiert forscht, hat sich besonders in den Naturwissenschaften die Art der Forschung weitgehend angenähert. Dies belegt die Wahl des neuen ETH-Präsidenten Ernst Hafen, der davor das Zoologische Institut der Universität Zürich geleitet hat. Unterschiede gibt es vor allem in der Art des Wissenschaftsbetriebs: Man könnte von zwei verschiedenen «Unternehmenskulturen» sprechen.

Die Verschulung an der ETH ist stark, die Vorgaben klar und Studienanfänger sind ähnlich wie im Gymnasium in eine Art grossen Klassenverband eingebettet. Wer an der Universität ein Studium beginnt – mal abgesehen von den juristischen und medizinischen Studiengängen – findet sich ziemlich allein gelassen in einem riesigen, relativ unstrukturierten Angebot wieder. Die Qual der Wahl lässt zweifeln, ob man im richtigen Studiengang ist. «Sozial gesehen ist es an der Uni sicher schwieriger», meint Christina Schumacher, Soziologiedozentin am Departement Architektur der ETH. Dennoch begann sie, selber mal Soziologiestudentin in Zürich, mit der Zeit die Freiheit zu schätzen, sich selbst zu organisieren und Kurse nach Interesse zu wählen. «Studierende der Architektur sind es gewohnt, vorgefertigte Aufgaben erstaunlich schnell, pragmatisch und in Gruppen zu erledigen. Grössere Sinnkrisen kann man sich nicht erlauben.» Gemäss Schumacher sind Uni-Studierende eher als ETH-Studierende in der Lage, ein Thema selbständig zu vertiefen.

Gegenseitige Befruchtung

Felix Escher ist Professor für Lebensmitteltechnologie an der ETH und stiess bei der Betreuung einer Forschungsarbeit über die «Frische von Lebensmitteln» an sprachliche Grenzen. Wann ist ein Apfel «frisch»? Und wann *sagt* jemand, ein Apfel sei «frisch»? Escher wandte sich an Linguistikprofessorin Angelika Linke. Unter dem Titel «Semantik der Sinne» entstand ein gemeinsames Forschungsseminar. Linke beschreibt den langwierigen, aber ertragreichen Prozess, um sich in den unterschiedlichen Fachsprachen zu verständigen. Formulierten die Lebensmitteltechnologinnen ein aus ihrer Sicht «linguistisches» Problem, musste dieses erst in die Begriffe der Sprachwissenschaft «übersetzt» werden. Die Linguisten waren danach oft nicht sicher, ob es sich tatsächlich um eine sprachwissenschaftliche Fragestellung handelte, während die ETH-Studierenden zweifelten, ob dies jetzt noch ihr ursprüngliches Problem war.

Es zeigte sich, dass sehr unterschiedliche Forschungsmethoden angewendet werden, was sich auch in der Art, über Wissenschaft zu reden, niederschlägt. Ein bezeichnender Vorfall war ein Geschmackstest, den Eschers Oberassistentin Jeannette Nuessli mit den Uni-Studierenden durchführte, eine Routineübung in der sensorischen Lebensmittelwissenschaft. «Wie schmeckt diese Lösung?» Während die angehenden Germanistinnen alle mindestens fünf Zeilen pro Probe niederschrieben, um den Geschmack in Worte zu fassen, begnügten sich die Lebensmittelingenieure mit je zwei, drei Wörtern.

Äpfel und Birnen: Die Unternehmenskulturen an Uni und ETH sind ähnlich verschieden. *(Bilder: flickr.com)*

Die Suche der Lebensmitteltechnologie nach möglichst eineindeutigen sprachlichen Benennungen für Geschmack und Geruch liegt der Sprachwissenschaft fern. Dort interessieren gerade mögliche Differenzierungen, und die aus Sicht der ETH-Forscher störende Vagheit von Wörtern wird als ein Merkmal von Sprache gewertet. Dennoch hat das Seminar eine grosse Produktion neuer Forschungsfragen hervorgebracht in einem in der Sprachwissenschaft noch kaum erforschten Gebiet. Für Linke ist klar: Auch die Beschreibung des Gehirns oder des Genoms ist ein sprachliches Problem. Die hier oft verwendeten Metaphern wie Text, Schrift oder Bibliothek sind immer schon Interpretationen und durchaus nicht nur anschauliche Beschreibungen, wie in der Naturwissenschaft oft vorgegeben wird.

Teamarbeit wie an der ETH war für die Studierenden der Germanistik neu. An der Philosophischen Fakultät gilt meistens: «Ich, meine Bücher und mein Schreibtisch» und dass die Forschungsergebnisse kaum direkt brauchbar sind. An die interdisziplinäre Tagung «Semantik der Sinne» im Anschluss ans Seminar wurden auch Vertreterinnen und Vertreter aus der Lebensmittelindustrie eingeladen. Dass diese tatsächlich Interesse an den gemeinsamen Ergebnissen der Uni-ETH-Kooperation zeigten, löste bei den Germanisten ebenso Erstaunen wie Freude aus. An der ETH, deren Forschungsprojekte oftmals industriefinanziert sind, ist positives Echo aus der Praxis weniger ein Grund zur Aufregung.

Die Grenzen eines Fachs

Dem vielseitig interessierten Georg Schönbächler, Koordinator am Collegium Helveticum, einem gemeinsam von Universität und ETH getragenen Institut, fiel es nach dem Gymnasium schwer, ein Studienfach zu wählen. Er entschied sich zunächst für ein Pharmaziestudium, einen «Brotberuf». Im Berufspraktikum verkaufte er Migränepatienten Triptane, Arzneistoffe zur Akutbehandlung von Migräne. Bald aber merkte er, dass die Medikamente nicht bei allen halfen und gewisse Patientinnen auf «Bachblüten», deren Wirkungserklärung jeder Wissenschaftlichkeit entbehren, als wirksame Behandlung schworen. Schönbächler sah sich mit Widersprüchen konfrontiert, die innerhalb seines Fachs nicht erklärt werden konnten. In seiner Dissertation beschäftigte er sich daher mit dem «Placeboeffekt» aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive.

Das Collegium Helveticum organisiert interdisziplinäre Veranstaltungen und Forschungsprojekte zu Themen wie Scham, Religion und Emotion oder aktuellerweise Schmerz. An einem Projekt über die Rolle von Emotionen im menschlichen Handeln arbeiten Professoren der Universität und der ETH mit ihren Doktorierenden aus den Disziplinen Chemie, Geschichte, Ingenieurwissenschaften, Neurowissenschaften, Ökonomie, Pharmazie und Religionsphilosophie mit. Die Zusammenarbeit beschreibt Schönbächler als bisweilen mühsamen, aber stets bereichernden Prozess des Ausbuchstabierens der eigenen Grundlagen. Ein wichtiges Gefäss der interdisziplinären Verständigung stellt das wöchentliche Forschungskolloquium dar. Dort werden fachliche Denkroutinen hinterfragt. Spricht beispielsweise eine Psychologin über «Energie», fragt der Physiker genau nach, was sie denn damit meine. Solche Reibungsflächen sind fruchtbar.

Von einander lernen

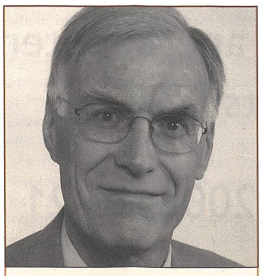
Escher betont, dass viele Problemstellungen nicht allein aus technischer Sicht gelöst werden können. Er plädiert darum für den gleichen Stellenwert aller Fächer. Während die ETH aus seiner Sicht oft zu starr auf gewisse Probleme fixiert ist, schwimme die Uni etwas nach dem Motto «das wäre auch noch interessant» – da können beide von einander lernen. Dass die ETH einen besseren Ruf hat als die Uni Zürich führt er auch auf die seiner Meinung nach vorteilhafteren Strukturen und Abläufe bei Professorenwahlen zurück. Auch die Sichtbarkeit der ETH sei momentan mit der sehr aktiven PR grösser.

Warum denn nicht Uni und ETH zusammenlegen? Je grösser ein Gebilde, desto schwieriger ist es zu managen. Die dem Kanton unterstellte Universität ist schwieriger zu lenken als die vom Bund finanzierte ETH. Die Uni ist politisch härter dem Wind ausgesetzt als die ETH, die bloss einem ETH-Rat verpflichtet ist und nicht dem Kantonsrat.

Einige erfolgreiche Kooperationen zwischen den Hochschulen gibt es trotz aller Differenzen. Das Collegium Helveticum ist eine davon, das Sprachenzentrum, die GESS-Fächer an der ETH und das Life Science-Projekt sind andere. Der Blick über den Tellerrand des eigenen Fachs, oder gar der eigenen Hochschule, könnte aber noch mehr gefördert werden.

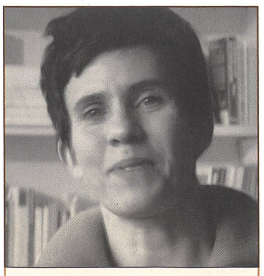
Prof. Angelika Linke ist ordentliche Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich und ständige Gastprofessorin am Forschungskolleg «Sprache und Kultur in Europa» in Schweden. Mit Prof. Escher führte sie ein Seminar zum Thema «Semantik der Sinne» durch.

«Sprache ist ein Medium wissenschaftlicher Erkenntnis. Jedes Medium verändert den Gegenstand. Benennungen in den Naturwissenschaften sind bereits Interpretationen.»



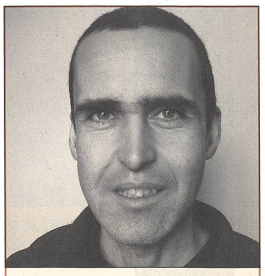
Prof. Felix Escher ist ordentlicher Professor für Lebensmitteltechnologie an der ETH. Er befasst sich mit der Optimierung der Qualität von Lebensmitteln. Escher war bis 2004 Präsident der Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen der Universität und ETH Zürich (KiV).

«Die Uni ist stark darin, Problemstellungen zu generieren und kann leichter aus einem Chaos eine Struktur machen. An der ETH werden Probleme in der Regel vorgesetzt.»



lic. phil. Christina Schumacher ist Dozentin und Co-Leiterin der Dozentur Soziologie am Departement Architektur der ETH. Sie studierte Soziologie und Geschichte in Zürich, Bologna sowie Berlin. Schumacher hat an zahlreichen Forschungsprojekten mitgearbeitet.

«An der Philosophischen Fakultät wird die individuelle Organisationskompetenz gefördert. Architekturstudierende lernen, rasch in einem Team etwas auf die Beine zu stellen.»



Dr. Georg Schönbächler ist Koordinator am Collegium Helveticum. Dieses versteht sich als Forum für den Dialog zwischen Natur-, Technik- und Sozial-/Geisteswissenschaften. Schönbächler studierte an der ETH und den Universitäten Bern und Zürich zuerst Pharmazie, dann Philosophie.

«Sich über die Grenzen des eigenen Fachs zu wagen, braucht Mut. Viel einfacher ist es, sich hinter den eigenen Fachbegriffen zu verstecken.»

Universität St.Gallen

Informationstag zu Master-Programmen

Informieren Sie sich über unsere 10 Master-Programme mit dem international anerkannten Abschluss Master of Arts HSG

am 17. März 2006, 16-21 Uhr

Anmeldung unter www.infotag.unisg.ch

Universität St.Gallen
Dufourstrasse 50
9000 St.Gallen

Tel: +41/71/224 21 11
Fax: +41/71/224 28 16
E-Mail: info@unisg.ch
Web: www.master-stufe.unisg.ch

EQUIS ACCREDITED

AACSB ACCREDITED EST. 1916

UNZERTRENNLICHE KONKURRENTEN

Die Geschichte einer akademischen Hassliebe

Seit der Gründung der ETH ist ihre Geschichte mit derjenigen der Universität verbunden. Die räumliche und auch geistige Nähe verlangte schon immer Zusammenarbeit, förderte aber auch die gegenseitige Konkurrenz. Von Lukas Mäder

Es ist die Geschichte zweier Schwestern. Die Ältere besitzt die Ehre der Erstgeborenen, ist stolz auf ihr Alter und musste um ihre Anerkennung kämpfen. Die Jüngere war die Verwöhnte, musste sich mit Hilfe der Älteren emanzipieren und machte später die grosse Karriere. Doch trotz allen Neids und Konkurrenzdenkens waren sie verbunden und arbeiteten zusammen. Das ist kein Märchen von zwei Königskindern – denn nur die eine Tochter hat der König gezeugt, die andere ein Fürst. Es ist das Märchen, oder besser gesagt die Geschichte, von Universität und ETH Zürich.

Die Entstehung des Eidgenössischen Polytechnikums war eine Zangengeburt. Eigentlich hätte die verschmähte Braut Zürich, nachdem sie 1848 nicht Hauptstadt des schweizerischen Bundesstaats wurde, als Entschädigung gerne eine schweizerische Universität erhalten. Doch das Projekt einer nationalen universalen Hochschule, unter anderem von Alfred Escher forciert, scheiterte 1854 im Ständerat: Die regionalen Eifersüchte, aber auch die sprachlichen und religiösen Gegensätze waren zu gross. Der Kompromiss folgte nur ein Jahr später: Zürich bekam aus Bundesmitteln finanziert eine gesamtschweizerische technische Hochschule, Polytechnikum genannt. Ihr angegliedert wurde gewissermassen als möglicher Grundstein für eine spätere nationale Universität eine politisch-humanistische, sprich geisteswissenschaftliche Abteilung. Dieser Traum sollte sich nicht verwirklichen.

Synergien zwischen den beiden Hochschulen ergaben sich bereits in den ersten Jahren. Das Polytechnikum zog nach seiner Gründung bei seiner damals bereits 22 Jahre alten Schwester, der kantonalen Universität, ein. Nach der Einweihung des Semperschen Polytechnikumgebäudes 1864 zog die Universität zusammen mit der technischen Hochschule auf den neuen Hochschulhügel und war bis 1914 unter ihrem Dach zu Hause. Neben räumlicher Nähe waren die zwei Hochschulen auch bei der Lehre verbunden. Die Studenten der Universität waren auch für die Veranstaltungen des Polytechnikums zugelassen. So kam es, dass Polytechniker, um die strengen Studienkontrollen zu umgehen, sich an der Universität immatrikulierten und als Zuhörer ihre Studien am Polytechnikum fortführten.

Studentische Duelle fordern Opfer

Diese enge Verbindung zwischen den Studierenden der beiden Hochschulen war den gegenseitigen Sympathien offentsichtlich nicht förderlich. Zwar duellierten sich die verschiedenen Studentenschaften bereits vor der Gründung des Polytechnikums, aber die Disziplinarfälle nahmen ab Herbst 1855 zu. Während die Schulleitung des Polytechnikums gemeinsam mit der Universität gegen das Duell vorgehen wollte, betrieb der Senat der Universität eine Laisser-faire-Politik. Zwar wurden teilweise Duellanten mit Kerzer, Haft in der universitätseigenen Arrestzelle, bestraft. Doch das geschah jeweils auf Druck der kantonalen Erziehungsdirektion. Erst in den 1860er Jahren wurde – auch strafrechtlich – gegen Duellanten vorgegangen, nachdem innert weniger Jahre drei Studenten beim Duell oder an dessen Folgen starben. Zu den Duellanten dieser Jahre gehörte auch der junge Jurastudent Ulrich Wille, General der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Er bekam für zwei Semester ein «Consilium Abeundi», die Androhung, von der Universität verwiesen zu werden.

Wer ist die Beste im ganzen Land? ETH und Uni. *(Bild: Matthias Mattenberger)*

Polytechnikum übertrifft Universität

Ebenfalls Anfang der 1860er Jahre begann sich das Polytechnikum unter neuer Leitung von der Universität abzugrenzen. Dies war eine Abkehr von der Idee einer untrennbaren Verbindung der Lehranstalten, wie sie Escher vertrat. Die Verbindung wurde als lästige, hemmende Fessel empfunden. Ausserdem, so der Vorwurf, hätten die Studenten der Universität einen ungünstigen Einfluss auf die Disziplin der Polytechniker und die gemeinsamen Professoren würden sich stärker auf die Universität ausrichten.

Das Polytechnikum konnte sich das neue Selbstbewusstsein leisten, wie der Blick auf die Studentenzahlen zeigt. Bei der Eröffung des Polytechnikums waren nur gerade 71 Studierende eingeschrieben, im Gegensatz zur Universität mit rund doppelt so vielen. Doch die kleine Schwester Poly wuchs ungebremst: 1860/61 standen 499 Polytechnikern 138 Studierenden an der Universität gegenüber; 1871/72 studierten erstmals über 1000 Personen am Polytechnikum, während die Universität erst gut 30 Jahre später diese Marke überschritt. Der moderne Schweizer Bundesstaat brauchte Techniker, die Eisenbahnen, Brücken und Tunnels konstruierten.

Auch bei den Finanzen zeigte sich klar, wer auf dem weicheren Kissen ruhte: Das Polytechnikum hatte den potenteren und spendableren Vater. Um 1873 erhielt es jährlich über 300 000 Franken, wärend die Universität ungefähr zur selben Zeit mit 130 000 Franken auskommen musste. 1880 standen dem Polytechnikum 465 000 Franken zur Verfügung, der Universität nur gut die Hälfte davon.

Emanzipation unter dem Namen ETH

Trotz des raschen Aufstiegs der technischen Hochschule nach ihrer Gründung blieb sie die kleine Schwester der Universität. Sie trug im offiziellen Namen, «Eidgenössisches Polytechnikum», nicht die Bezeichnung «Hochschule» und besass kein Promotionsrecht. Dies in den 1890er Jahren, als in ganz Europa, allen voran Deutschland, die technischen Hochschulen grosse Laboratorien aufbauten und grossen Ruhm genossen. Noch einmal schwang die grosse Schwester obenauf – aber nicht für lange. Ab 1908 wurden die beiden Hochschulen institutionell getrennt, und das Polytechnikum konnte seine dringend benötigten Ausbauten in die Hand nehmen. Auch akademisch wurde die jüngere Schwester der älteren gleichgestellt: Ab 1909 konnte in den technischen Wissenschaften, in den Naturwissenschaften und in der Mathematik der Doktortitel vergeben werden, und 1911 bekam das Poly den Namen «Eidgenössische Technische Hochschule». Nach der Starthilfe im 19. Jahrhundert durch die Universität konnte die ETH nun ihre Erfolgsgeschichte selbst weiterführen.

MODE, MENSA UND PSYCHOLOGIESTUDENTINNEN

Die unbekannten Studis von nebenan

«Je näher man beieinander sitzt, desto schwerer lernt man sich kennen.» Hesse, studierte zwar nicht an der Universität Zürich, aber seine Worte treffen auf ETH und Uni zu. Über die schönsten Vorurteile, Klischees und Eifersüchteleien der Studierenden von Universität und ETH. Von Daniela Komenda

«Schade, dass alle gut gestylten Frauen an die Uni gehen und wir an der ETH nur die Mauerblümchen abbekommen», sagt Tom, Student der Elektrotechnik, der skeptisch zur Polybahn blickend seine morgendliche Zigarette auf der Polyterrasse geniesst. Er findet es bedauerlich, dass der Frauenanteil der ETH so gering ist. Der einzige Hoffnungsschimmer der Männer seien die Pharmazeutischen Wissenschaften: Es ist das einzige Fach der ETH mit mehr weiblichen als männlichen Studierenden.

Akademische Verständigungsschwierigkeiten. *(Illustration: Chloe Matus)*

Viel Zeit für sinnlose Umfragen

Dieselbe Meinung teilt auch Simon, Physikstudent im dritten Semester. Er ärgert sich aber dennoch, wenn Psychologiestudentinnen ins bQm kommen und ihn am Montagnachmittag beim Afterweekend-Bier mit sinnlosen Umfragen über «Angst im Internet» stören. Für ihn erwecke das den Eindruck, dass manche Phil-I-Studierende Forschung über längst bekannte Dinge betrieben, was seiner Meinung nach reine Zeitverschwendung sei. Genau solche Situationen bestätigen für Simon das gängige Vorurteil, dass die Studentinnen und Studenten der Uni einfach zu viel Zeit haben: «Wieso kommen die Unileute überhaupt an die ETH hinüber? Fühlen sie sich hier wohler? Am Essen kann es ja nicht liegen, denn das ist in der Unimensa besser.»

Simon selbst fand auch schon andere Gründe als die Nahrungssuche, um an die Uni «hinunter» zu gehen. Letzten Sommer besuchte er aus Neugier eine Philosophie- und eine Wirtschaftsvorlesung. Dort ging es etwas anders zu, als er es sich von der ETH gewohnt war. In der Philosophie erklärte der Professor zwei Stunden lang, welcher Stoff an der Prüfung kommen würde und wie sich die Studenten am besten darauf vorbereiten könnten. Bei seinen Professoren sei das in der Regel eine Sache von höchstens fünf Minuten, damit man möglichst schnell mit dem Stoff fortfahren könne. In der Wirtschaft fiel ihm auf, dass alle, sobald sie mal nichts aufschreiben mussten, sich in normaler Lautstärke unterhielten. In der Physik komme das höchstens im ersten Semester in den hintersten Reihen vor, und auch dann normalerweise nur im Flüsterton. «Man war sowieso immer am abschreiben», sagt Simon. Gefallen haben ihm die schicken Toiletten der Universität mit Aufklebern, man solle doch bitte sparsam mit dem Wasser umgehen.

Nachhilfe in Mode für ETHler

Von einigen Studierenden der Universität, auch wenn man laut Simon nicht alle in einen Topf werfen sollte, hält er nicht allzu viel, da sich seiner Meinung nach die meisten Unileute über die ETH-Studentinnen und -Studenten lustig machen. «Doch das ist wohl eher Eifersucht, da die ETH ein gutes Pendelsystem besitzt, mit Bussen und freier Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel zwischen Zentrum und ETH Hönggerberg, während die Uni noch immer keine Lösung für das Pendeln zwischen ihrem Hauptsitz, Oerlikon und dem Irchel gefunden hat. Und das, obwohl sie schon viel länger existiert als die ETH!»

Ein wenig scherzhaft fügt er noch hinzu: «Wenn man also überhaupt etwas von den Unistudentinnen und -studenten lernen kann, dann höchstens, wie man sich modisch anzieht. Denn das machen sie definitiv besser als wir ETHler.» Womit alle in einem Topf gelandet wären.

Treffen auf neutralem Boden: Studierende im bQm. *(Bild: Ronia Schiftan)*

Anerkennung für die Schwerarbeiter

Doch wie denken Uni- über ETH-Studierende? Eine leichte Bewunderung für deren Ehrgeiz lässt sich in Bemerkungen wie «man hat nur Chancen an der ETH, wenn man keine Freunde, keine Hobbies und kein Leben hat» trotz des scherzhaften Tons erkennen. Philipp, Germanist im fünften Semester, fügt hinzu, dass Studierende, die sich hundertprozentig auf ihr Studium konzentrieren und versuchen, dieses so schnell wie möglich abzuschliessen, an der Uni rar seien. «Es ist sicher nicht einfach, 30 Stunden pro Woche in den künstlich beleuchteten Hörsälen zu sitzen und an Vorlesungen über abstrakte mathematische Beweise teilzunehmen, um nachher zu Hause stundenlang zu repetieren und Aufgaben zu lösen», bemerkt Philipp anerkennend. Doch lustig macht man sich über die ETH im Allgemeinen nicht. Ausser ein wenig über die Klischeestreber, die mit dem Laptop bewaffnet aus der Polybahn steigen, ihre Brille auf der Nase mit einer «bünzlihaften» Geste zurechtrücken und – ohne links und rechts zu blicken – auf die ETH zusteuern.

Doch mal ehrlich: Wer denkt denn schon, dass alle Studentinnen und Studenten von «drüben» gleich sind? Am späten Freitagnachmittag sitzen alle nachbarschaftlich beieinander, spielen Karten, unterhalten sich über Gott und die Welt, trinken ihr Bier und feiern zusammen den Weekendanfang.

INTERVIEW MIT MICHAEL HARDT

The Empire strikes back

Der Literaturprofessor Michael Hardt ist mit seinem Ko-Autor Antonio Negri einer der prominentesten Denker der Globalisierung. Sie kritisieren nicht nur den Zerfall von Begriffen wie «Demokratie», sondern zeigen auf, welche Richtung das globale Denken einschlagen muss, um die Chancengleichheit unter den Staaten und Völkergruppen zu garantieren. Von Tony See

In der Einleitung zum Buch «Empire» schreiben Antonio Negri und du, dass der Begriff des Empire den Begriff des Nationalstaats als wichtigsten Begriff heutzutage ersetzt hat. Dieses Empire setzt sich nicht aus Nationalstaaten zusammen, weil es ein dezentrierter, deterritorialisierender Raum ist. Dieser ist charakterisiert durch zeitliche Ausdehnung und Kontrolle. Kannst du Beispiele von Empires nennen, physische Beispiele?

Michael Hardt: Es ist gut, einige gegensätzliche oder komplexe Elemente der Idee zu klären. Es nicht so, dass die Begriffe «Weltordnung» oder «Empire» den Begriff des Nationalstaats ersetzen. Es ist vielmehr ein Versuch, zu verstehen, wie dominante Nationalstaaten in einer Art Koordination eine Weltordnung darstellen können, obwohl sie miteinander im Konflikt stehen. Es heisst also nicht, dass Nationalstaaten nicht mehr von Bedeutung sind. Es heisst auch nicht, dass die USA nicht dominant wären. Die USA sind, vor allem in militärischer Hinsicht, der Mächtigste Nationalstaat der Welt. Die Hypothese ist dennoch, dass die USA alleine nicht in der Lage sind, eine Weltordnung aufzurichten oder zu regieren.

Es bräuchte also eine Art Allianz?

Ja, eine Allianz und nicht nur eine politische. Ich denke an eine koordinierte Form, die sowohl die politische Macht der Nationalstaaten als auch die dominierenden kapitalistischen Interessen einschliesst. Es muss einen Weg geben, das Interesse des globalen Kapitals zu regulieren und zu fördern

Also siehst du nicht das Ende der Nationalstaaten sondern das Wachstum des Kapitalismus in der neuen Weltordnung?

Zu sagen, dass es global ist, und dass es sich räumlich über den ganzen Planeten ausbreitet, bedeutet nicht, dass jetzt überall alles gleich ist. In Wirklichkeit gibt es einen Mechanismus, der diese Differenzen reguliert: zwischen dominanten Teilen der Welt und untergeordneten Teilen der Welt, beziehungsweise zwischen dominanten Populationen und untergeordneten Populationen innerhalb der Staaten. Nur geographisch zu denken, die Welt in Nationalstaaten aufzuteilen, ist keine geeignete Weise, über diese Machtunterschiede nachzudenken.

In «Empire» hast du auch geschrieben, dass die kreativen Kräfte, die ein Empire erhalten, ebenfalls in der Lage sind, autonom ein Gegenempire, eine alternative politische Organisation zu konstruieren.

Die erste Erkenntnis, die wir machen, ist sehr simpel. Globalisierung an sich, auch die ökonomische, neoliberale Globalisierung, ist nicht gut oder schlecht. Auf vereinfachte Weise gesagt, gibt es zwei Gesichter der Globalisierung. Das eine Gesicht will mehr und extremere Formen von Kontrolle und Ausbeutung von uns allen. Aber es gibt ein grosses Potenzial in der Globalisierung, ein Potenzial der Befreiung im Zusammenhang mit der Erschaffung von globalen Beziehungen. Klar sind die meisten Arten von Beziehungen, welche die heutige Form von Globalisierung schafft schrecklich, ungleich und unfrei.

Um ein wirklich blödes Beispiel zu nehmen: Ich habe Nike-Schuhe. Das schafft auf eine Art eine Beziehung zwischen mir und der Person in Manila, die in einer Fabrik arbeitet und die Schuhe herstellt. Das ist eine schreckliche globale Beziehung. Auf der andern Seite kann ich in einer Anti-Sweatshop-Bewegung in den USA mit der Arbeiterbewegung auf den Philippinen arbeiten, was eine andere Art von Beziehung schafft.

Erwartest du, dass der Wechsel aus den USA kommt?

Nein, aber ich denke nicht, dass dieser Wechsel die USA und Leute, die in den USA arbeiten, ausschliessen wird. Wir müssen uns eine Art von Chancengleichheit für revolutionäres Handeln oder Widerstand vorstellen. Nicht nur die Arbeiterklasse in den verschiedenen Teilen der Welt kann Revolutionen machen. Nicht nur die am meisten Unterdrückten in der Welt müssen sie verändern. Auf verschiedene Art und Weise, können wir das alle. Heute wissen wir viel darüber, wie die Globalisierung neue Arten von Kontrolle und Ausbeutung schafft, aber denk zurück: die Globalisierung hat eine lange Tradition. Internationaler Kommunismus ist eine Form von Globalisierung. Das Kapital ist erst dazu gekommen, als es sich auf die Beine gehievt hat. Natürlich ist es nicht so gekommen, wie wir es uns vorgestellt haben, aber denk an die grosse Maoistische Rhetorik und das Projekt des internationalen Kommunismus. Das ist ein Projekt der Globalisierung. Wir müssen diese Möglichkeiten in der Gegenwart erkennen. Es ist nützlich, zurückzugehen, nicht aber, Vergangenes einfach zu wiederholen. Denk an Che Guevaras Idee des Trikontinentalismus. In seiner historischen Rede spricht Che davon, dass die neue Weltordnung Asien, Lateinamerika und Afrika sein könnte.

Die USA nicht eingeschlossen.

Nein, aber in den Sechzigern gab es die antikolonialen Befreiungskämpfe. Ich denke nicht, dass wir dies heute wiederholen sollten, aber wir können die Möglichkeiten einer Fortführung dieser Tradition erkennen. Wir sollten unsere gegenwärtigen Bewegungen nicht als isoliert betrachten. Wir sind Teil davon und schöpfen Kraft aus der Erkenntnis der Fortsetzung dieser Tradition von Bewegungen.

Was die Tradition betrifft scheinen du und Antonio Negri Demokratie zu privilegieren. Das Konzept der Demokratie, scheint es, ist auch verwendet worden um gewisse Nationalstaaten zu unterdrücken. In Heideggers Begriffen ist das ein Zeichen von Verfall. Die Herrschaft der Massen wird regiert von der Tyrannei der Massen. In vielerlei Hinsicht siehst du Demokratie als eine Lösung der gegenwärtigen Probleme.

Politische Kämpfe sind oft Kämpfe mit Konzepten. Wenn also alle unsere Konzepte, die uns geholfen haben, politisch zu handeln, korrumpiert sind und etwas anderes bedeuten, müssen wir entweder neue Konzepte erfinden, aber das bringt Verständigungsprobleme mit sich, oder wir müssen uns über die Konzepte selbst den Kopf zerbrechen. Kommunismus bedeutet heute staatlich kontrollierter Autoritarismus. Demokratie bedeutet heute manchmal die Tyrannei der Mehrheit. Ich sorge mich viel mehr um die Tyrannei der Minderheit. Demokratie bedeutet heute auch oft amerikanische Kontrolle und Pseudowahlen, in denen man periodisch zwischen zwei Mitgliedern der herrschenden Klasse wählen kann.

Eigentlich ist es nicht so schwierig, herauszufinden, was Demokratie bedeutet: die Selbstherrschaft von uns allen. Ich meine nicht individuelle Selbstherrschaft sondern unsere gemeinsame Fähigkeit, eine Gesellschaft in Freiheit und Chancengleichheit zu kreieren. Das ist natürlich ein schwieriges Projekt.

Es scheint, dass die Erfindung eines Konzepts viel Zeit beanspruchen würde. Was hält die Leute davon ab, direkt politischen Einfluss zu nehmen?

Es gibt zahlreiche Probleme, denen wir in politischer Aktion gegenüberstehen und viele davon sind praktischer und physischer Art. Viele sind aber auch Unzulänglichkeiten des Denkens. Wir verstehen nicht, wie die Welt heute wirklich organisiert ist, welche Mächte uns konfrontieren. Das ist ein Hindernis zu politischem Handeln.

Dann müssen wir also dort beginnen.

Und wir müssen klären, was wir wollen. Uns fehlt es nicht allgemein an politischem Drang, aber es scheint oft, dass der Mangel an Interesse eine Hürde zum politischen Handeln ist. Wir wissen nicht recht, wie die Welt, die wir uns wünschen, aussehen soll.

Es hat den Anschein, dass uns eine lange Reise bevorsteht.

Ja, klar. Es ist eine lange Reise, aber man kann nicht Politik betreiben, in dem man denkt, dass es nur Befriedigung gibt, wenn man in der erwünschten Zukunft ankommt. Zu politisieren ist eine freudvolle Art zu leben und die kollektive Auseinandersetzung ist für sich alleine schon erfüllend. Das heisst nicht, dass es uns egal ist, ob wir gewinnen, aber wir können diese Fragen nicht auf ihr Ziel vertrösten. Ich erlebe Politik nicht als ein Aufschieben bis zum Schluss.

In eurem neusten Buch «Multitude» sagt ihr, dass das Konzept der «Multitude», der Menge beziehungsweise Vielfalt, uns eine Möglichkeit bietet, unterschiedlich zu bleiben und das Gemeinsame zu entdecken. Dieses Gemeinsame ist nie eine Identität wie «das Volk» und auch nicht charakterisiert durch eine unterschiedlose Masse. Kannst du erklären, auf was sich dieses «Gemeinsame» bezieht?

Eines der Hindernisse, Demokratie oder «kollektiven Kampf» zu denken, liegt darin, das Bedürfnis nach freier Äusserung der Unterschiede zu erkennen. Man könnte es «Singularität« nennen. Dies ist an sich schon ein schwieriger Begriff.

Schliesst das an Jean-Luc Nancys Buch «Singular plural sein» an?

Ja. «Singularität» funktioniert auf Französisch. Es ist ein philosophisches Konzept, welches stark vom Französischen abstammt und in vielen anderen Sprachen schwierig auszudrücken ist. Grundlegend ist für mich, diese Unterschiede zu verstehen. Ich erinnere mich, dass Deleuze gesagt hat «Singularität ist der Unterschied, der unterschiedlich bleibt»; ein Unterschied also, der verwehrt, sich in eine Art von Identität zurückzuziehen.

Es klingt abstrakt, aber es ist nötig, mit einer Art von Denken zu brechen, die in Differenz und Identität einen Gegensatz sieht. Wir haben oft gedacht, und ich denke zu unserem Nachteil, dass politische Organisation eine Identität braucht, und deshalb einen Verzicht auf Differenz um eine Einheit der Bewegung zu garantieren. Entweder ein Verzicht oder eine dialektische Subsumierung in das Eine.

Es geht darum, wie Singularitäten und Differenzen Teil einer Vielfalt sind und gemeinsam handeln können, ohne sich zu widersprechen. Es ist kein Widerspruch, dass verschiedene Gruppen in einem politischen Kampf Seite an Seite streiten können, sagen wir eine Gruppe basierend auf Gender Rights, eine auf Fragen des Rassismus und wieder eine, die sich mit ökonomischen Fragen befasst.

Sind das parallele Bewegungen?

Nein, aber sie können zusammen agieren.

Und was bringt den Wechsel? Wo beginnt er?

Es gibt eine schöne Passage im Dialog zwischen Foucault und Deleuze, wo einer sagt, dass es in Wahrheit so funktioniert, dass die Praxis Entwicklungen macht bis sie an einer Wand ansteht, und dann kommt die Theorie und bricht durch diese Wand. Und dann kommt die theoretische Betrachtung zu einer Wand, und die Praxis muss diese wiederum durchbrechen.

Jetzt sind wir an einer theoretischen Wand angelangt. Es stellt sich heraus, dass es Wege gibt, wie sich die Leute heute organisieren um die Unterschiede oder die Autonomie der Gruppen zu wahren und gemeinsam zu arbeiten. Das hat nicht erst in den Protesten in Seattle 1999 seinen Anfang genommen, aber es hat dort generelle Bestätigung gefunden. Anders als die Art von Bewegungen, die eine zentrale Führung und eine zentralisierte Agenda benötigen, sah man in Seattle alle diese Gruppen, die für ihre eigene Agenda demonstriert und gekämpft haben und gleichwohl zusammen funktionierten. Das meinen wir mit «Multitude»: Autonomie plus Kooperation, beziehungsweise Singularitäten, die gemeinsam handeln können.

Was hält sie davon ab, sich gegenseitig zu bekämpfen?

Man sollte Konflikte nie unterdrücken. Wir sollten unsere Unterschiede ausdrücken, aber nicht nur das. Der erste Schritt in der Praxis kann sein, einen gemeinsamen Feind zu erkennen. Aber der zweite Schritt muss sein, einen substantielleren Begriff des Gemeinsamen zu finden, der als Motivation und Möglichkeit für Kooperation und Veränderung dient. Aktivisten in den letzten fünf oder zehn Jahren haben dies erkannt.

Die meisten Bewegungen heutzutage sind ja als Protest auf die verschiedenen Gipfeltreffen entstanden. Wir müssen von diesem negativen Moment des Kampfs zu einer positiveren Wendung kommen. Wir müssen Alternativen vorschlagen. Das ist ein schwieriger Schritt, aber dennoch einer, der seit einer Weile auf der Agenda ist und bleiben wird.

Was ist deiner Ansicht nach am kritischsten heute und was bleibt der Politik noch zu denken?

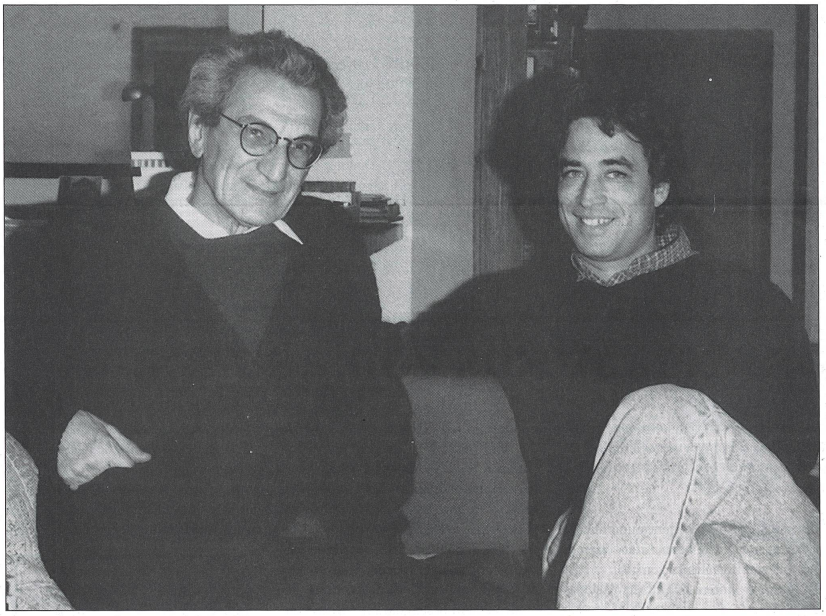
Hmm.

Wäre es Demokratie?

Ja. Demokratie scheint eines der Konzepte zu sein, die überdacht werden müssen. In einer globalisierten Welt muss Demokratie etwas anderes bedeuten und die Art, wie wir sie verstanden haben, findet keine direkte Anwendung mehr. Ausserdem gibt es Chancen für die Demokratie, die vorher nie bestanden haben. Die unfertige Wesensart aller bisherigen demokratischen Projekte hat das Potenzial, heute vollständig realisiert zu werden, und das scheint mir ein aufregendes und nützliches philosophisches Projekt.

Übersetzung und Bearbeitung: Christian Hänggi

Literaturhinweise:
Hardt & Negri: Empire. 2002, Campus.
Hardt & Negri: Multitude. 2004, Campus.



Michael Hardt (rechts) mit Ko-Autor Antonio Negri *(Bild: Campus-Verlag)*

«Demokratie bedeutet heute manchmal die Tyrannei der Mehrheit. Ich sorge mich viel mehr um die Tyrannei der Minderheit.»

FORSCHUNG

Queer studieren in Zürich

Ab und zu stolpert man im Vorlesungsverzeichnis der Universität Zürich über das Wort «queer», sei es in der Literaturtheorie, Film- oder gar Rechtswissenschaft. Was hat es damit auf sich? Wir liefern eine kleine Einführung. Von Sarah Genner

«Filmtheorie: Trash / Queer / Camp», ein Nordistikseminar über den – man muss annehmen – schwulen Märchendichter Hans Christian Andersen, ein Anglistikgastvortrag über «Queer Theory» bei Prof. Elisabeth Bronfen und ein Vortrag über «Transgender Jurisprudence» in der Rechtswissenschaft bei Prof. Andrea Büchler. Diese Veranstaltungen im vergangenen Jahr haben gemeinsam, dass sie in den Bereich der «Queer Studies» an der Universität Zürich gehören. Es handelt sich dabei um einen interdisziplinären, wenig einheitlichen Forschungsansatz, der zu Beginn der 1990er-Jahre in den USA einen Höhepunkt erreicht hat, und von dort nach Europa geschwappt ist. Queer – dem deutschen quer verwandt – war ursprünglich ein durchwegs abschätziger Begriff, mit dem in der englischen Sprache Menschen bezeichnet wurden, die in irgendeiner Form nicht der Norm entsprachen, insbesondere Schwule, Lesben, Transsexuelle und Randständige. Innerhalb der amerikanischen Schwulen- und Lesbenbewegung erfuhr das negativ konnotierte Wort ab den 1980ern eine positive Umwertung – ähnlich wie der diffamierende Begriff «Nigger» von Schwarzen als Selbstbezeichnung übernommen wurde.

Queer: Spektrum sexueller Identitäten

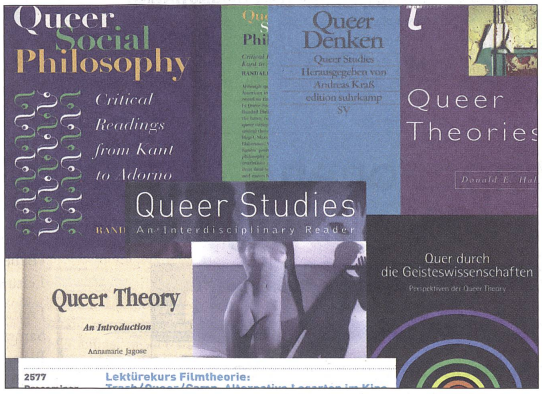
Unter dem Begriff queer findet sich ein breites Spektrum von Menschen unterschiedlichster sexueller Identitäten wieder: neben Lesben und Schwulen auch *Bisexuelle*, Transsexuelle, Drag Queens und Kings (Männer, die sich als Frauen verkleiden und umgekehrt), Intersexuelle (auch Hermaphroditen genannt) und solche, die sich nicht eindeutig mit den Geschlechtskategorien Mann und Frau identifizieren. Je nach Verständnis umfasst queer auch Heterosexuelle, die nicht nach klassischem Muster lieben. Dadurch verfliessen die Grenzen und Ausgrenzungen, aber auch die Nützlichkeit des Begriffs, wenn nicht mehr klar ist, was er genau bezeichnet.

Die Queer-Bewegung stellt eine Art Alternative zu jenem Teil der Schwulen- und Lesbenbewegung dar, die sich stark an das klassische heterosexuelle Beziehungsmodell anlehnt und die Lebensform von zwei Menschen in lebenslanger Partnerschaft nicht grundsätzlich hinterfragt. Queer versteht sich in einem politischen Sinn als gesellschaftlich subversiv, als eine Unterwanderung von starren Strukturen im Bereich Beziehungen und sexuellen Identitäten.

Allmählich begann sich queer zunächst an den amerikanischen Universitäten einzuschleichen. Queer, neuerdings auch als Marketinglabel verwendet, verliert aber – zum Teil auch in akademischem Zusammenhang – oft die ursprüngliche politische Färbung und dient aus praktischen Gründen als Sammelbegriff für das scheinbar immer differenzierter werdende Spektrum sexueller Minderheiten. Wissenschaftlich gesehen wurde die Queer Theory von der theoretischen Strömung des Dekonstruktivismus stark befruchtet. Queer Theory dekonstruiert die Vorstellung stabiler sexueller Identitäten und vermeidet pauschale Kategorisierungen. Die akademischen Queer-Ansätze verdanken aber einiges auch feministischen Theorien und Gender-Ansätzen, unter denen sie teilweise subsumiert werden.

Schlüssel zur Gesellschaftsanalyse

Der kalifornische Literaturprofessor Donald Hall erklärte in seinem Gastvortrag in Zürich, dass sexuelle Identität oft als hochprivate Angelegenheit betrachtet wird, obwohl es in komplexer Weise mit dem Sozialleben verknüpft ist. Ähnlich wie die Frauenbewegung, die mit dem Slogan «Das Private ist politisch!» aufzuzeigen versuchte, dass die Stellung und die Rechte der Frau keine Privatsache ist, die individuell geregelt werden kann.



Die Forschungsliteratur über sexuelle Identitäten boomt. *(Bild: Sarah Genner)*

Gesellschaftliche Einstellungen zu Sexualität und Normalität haben sich gemäss Prof. Hall drastisch gewandelt. Während sexuelle Handlungen unter Männern im antiken Griechenland als gewöhnlich galten, wurde Frauen eine eigene Sexualität über Jahrhunderte abgesprochen, und mit dem aufkommenden Christentum verbreitete sich auch die moralische Vorstellung einer untrennbaren Verknüpfung von Sexualität und Fortpflanzung. Gesellschaftliche Haltungen spiegeln sich in Literatur, Film und bildender Kunst. Queer Theory ist zum Beispiel in der Literaturwissenschaft ein Schlüssel zum besseren Verständnis bestimmter AutorInnen wie Klaus Mann, Virginia Woolf und Oscar Wilde. Es ist aber auch ein Ansatz, um fächerübergreifend die vielfältigen Auswirkungen von sexuellen Normen auf soziale und ökonomische Strukturen zu analysieren.

Lehrstuhl für Queer Studies?

Manche VerfechterInnen von Queer-Ansätzen finden, eine Institutionalisierung als eigener Studiengang widerspreche der Grundidee. Auf einem Lehrstuhl «abgeschoben» gehe der subversive Anspruch verloren. Am Kompetenzzentrum für Gender Studies der Universität Zürich (KGS), wo Queer Studies als Teilbereich von Gender Studies verstanden werden, kann man diesem Standpunkt nicht viel abgewinnen: «Will man Queer Studies in Lehre und Forschung etablieren», meint Monika Gsell vom KGS, «braucht es eine Doppelstrategie: die Verankerung in den etablierten Fächern, und zusätzlich einen fächerübergreifenden Ort, an dem theoretische und methodische Grundlagen vermittelt werden.» Ein eigentlicher Lehrstuhl für Queer Studies ist am KGS aber kein Thema.

Auch Therese Steffen, Privatdozentin für Englische und Amerikanische Literatur, hält eine Professur für Queer Studies angesichts der recht «behutsamen» Etablierung von Gender Studies an der Universität Zürich in nächster Zeit für unvorstellbar. In Hamburg steht im April dieses Jahres die Eröffnungsfeier des von Antke Engel gegründeten «Instituts für Queer Theory» bevor. Im international besetzten Beirat sitzt auch die bekannte Queer-Theoretikerin Judith Butler.

In ihrem soeben abgeschlossenen Buch über Gender Studies, in dem sie auch Queer Theory behandelt, schreibt Steffen: «Die Queer Theory bleibt ein Geflecht, eine Denkfigur des Widerstandes gegen die Normalität. Queer Theory erweist sich als anhaltend produktiv. So lösen sich seit kurzem in ihrer Folge zum Beispiel Medizin und Psychologie von einer Definition von Transsexualität als Krankheit sowie einer Fixierung auf *eine* Identität.» Will aber der Queer-Ansatz überleben, muss er selbst immer wieder ge-queert, durchbrochen und hinterfragt werden.

NACHTLEBEN

Ein Abend in der Zukunft

Ein neuer Klub, der zu lustigen Wortspielen einlädt, eröffnete vor wenigen Wochen im Kreis 4 seine Pforten. Ein Blick in die «Zukunft» zeigt, wie es drinnen zu und her geht – und was für Menschen man dort über den Weg läuft. Sehen ist gesehen werden. Von Adrian Wenzl

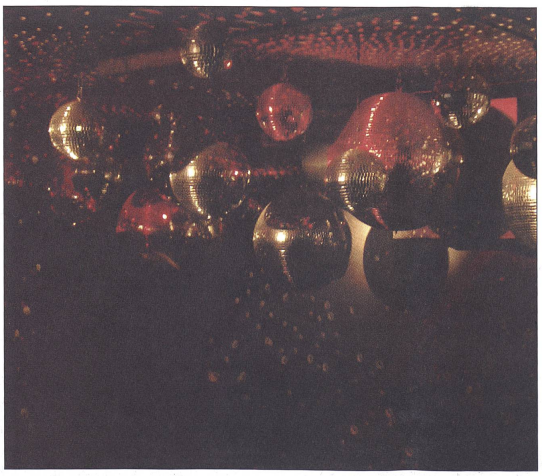
«Die Zukunft erkennt man nicht, man schafft sie», lautet ein Zitat von Stanislaw Brzozowski, einem polnischen Kulturphilosophen. Dieses Zitat haben sechs Plattenleger, Labelmenschen und Klubbetreiber wohl zum Vorsatz genommen, als sie zum ersten Mal die Idee hatten, im «Chrais Chaib» etwas Zukunftsträchtiges entstehen zu lassen. Dass es nicht nur bei einem Vorsatz blieb, dafür steht der im letzten Oktober im Keller eines unauffälligen Gebäudes an der Dienerstrasse eröffnete Klub «Die Zukunft».

Da auch wir die Zukunft erleben wollen, entschlossen wir uns, dem neuen Klub einen Besuch abzustatten. Dass sich mit dem Namen «Die Zukunft» lustige Wortspiele anstellen lassen, ist uns schon vor dem Eingangsbereich des Klubs aufgefallen. Immer wieder steigen aus den Tiefen verwirrte Handybenutzer ins Freie, um ihrem Kommunikationspartner zu erklären, dass sie sich in der Zukunft befänden.

«Zukunft» steigert Lustpotential

Was sich zunächst etwas unverständlich anhört, erweist sich als Namen für einen Klub als passend. Erstens, weil der Name futuristisch klingt und mit ihm automatisch die Vorstellung assoziiert wird, man würde etwas Neues, Unbekanntes oder Unvorhergesehenes erleben, was für gewöhnlich das Lustpotential enorm zu steigern vermag. Zweitens, weil sich damit zahlreiche Wortkombinationen anstellen lassen, so dass man die eigene Kreativität walten lassen kann und in vielen Situationen an die «Zukunft» erinnert wird.

Als wir die Treppen ins Kellergeschoss hinuntersteigen und den Türsteher beiläufig nach dem Musikstil fragen, erhalten wir «Techno und Electro» zur Antwort. Als wir kurz darauf das Parkett betreten, läuft jedoch Hip-Hop. Die Verwirrung um die andere musikalische Stilrichtung erinnert uns an die Eigenheit dieses Klubs. Dass die «Zukunft» keine Stilgrenzen kennt, mag auf den ersten Blick erstaunen, erklärt sich aber durch die verschiedenen Interessen der Betreiber. Ob das Pendel einmal in Richtung Hip-Hop, ein anderes Mal jedoch in Richtung Electro, House, Funk oder Techno ausschlägt, ist daher nicht von entscheidender Bedeutung, sondern liegt im Sinne der Klubbetreiber.



Jubel, Trubel, Discokugel. *(Bild: Adrian Wenzl)*

Wir nutzen die Gelegenheit, um uns an der relativ grossen Bar mit Bier zu versorgen. Ohne langes Anstehen erhalten wir das extra importierte Appenzeller Bier. Ob dies auf den guten Geschmack der Betreiber zurückzuführen ist oder auf einen bewussten heimatlichen Kontrastpunkt zur futuristischen Umgebung hinweist, bleibt offen.

Dass die Bar mehr als Appenzeller Bier zu bieten hat, liegt an den vielen eingebauten Details. Steht der Gast üblicherweise an einer Bar einem Arsenal hochprozentiger Alkoholika gegenüber, so sind diese in der «Zukunft» nur vereinzelt zu finden. Bei genauerem Hinsehen erspäht man zwischen den Flaschengrüppchen im Regal einen kleinen Garden of Eden, wo sich weisse Tauben, Engel und andere himmlische Kreaturen versammelt haben. Es ist dem Gast überlassen, ob er bei der nächsten Bestellung gleich noch eine Beichte ablegen will, um sein Gewissen von den Sünden des Abends zu erleichtern.

Am anderen Ende der Bar findet der Besucher unterhalb des Tresens etwa sieben kleinere, in einer Linie angeordnete Bildschirme, welche bloss hell zu flimmern scheinen. Nach kürzerem oder längerem Hingucken fällt dem geübten Auge jedoch auf, dass die hell schimmernden Monitore das Innenleben des Clubs aus diversen Perspektiven wiedergeben. Wer also das ganze Klubgeschehen gleichzeitig sehen möchte, ohne sich zu verausgaben, braucht sich bloss einen guten Platz am Tresen zu erkämpfen.

In bester Gesellschaft

Um uns herum trinken überraschend viele Gäste Champagner. Auch sind die meisten Besucher sehr elegant gekleidet, man könnte es «szenisch chic» nennen. Normal bekleidet wie wir sind können wir uns nicht zur Szene zählen. Ironischerweise sind aber gerade diejenigen, welche sich nicht gestylt haben, in der Unterzahl und somit die eigentlichen «Eyecatcher», womit man uns theoretisch zur Szene zählen müsste, was wir aber weit von uns weisen.

Gewöhnungsbedürftige Lokalität

Inzwischen hat der Musikstil wieder gewechselt. Ein paar Unverwüstliche feiern lautstark vor dem DJ-Pult im mittlerweile rangelvollen Klub. Es herrscht eine Stimmung irgendwo zwischen Euphorie und Nüchternheit, je nach Blickwinkel. Dass wir nicht so mitgerissen werden, hat mit den vielen «coolen» Gesichtern zu tun, die uns wie anonyme Gestalten erscheinen, sich auf dem Parkett zum Rhythmus der Musik hin- und her bewegend. Wir empfinden es als äusserst schwierig, uns in diese neuen Umgebung einzufügen und wohlzufühlen. Der Gemütlichkeitsfaktor lässt sich auf jeden Fall noch steigern. Die neue Lokalität ist gewöhnungsbedürftig und wird erst mit der Zeit ihr wahres Gesicht zeigen. Die Idee, einen Ort zu schaffen, mit dem sich offene Leute identifizieren können, weist allerdings in die richtige Richtung.

Die kühle Atmosphäre und die verschiedenen Musikstile wirkten sich dämpfend auf unsere Stimmung aus. Das Projekt «Zukunft» steht aber erst am Anfang und weist daher erhebliches Potential auf. Neu wie es ist, wird es wohl noch etwas dauern, bis die Szene an einen anderen Ort weiterzieht. Nachdem einige Klubs in Zürich ihre Pforten schliessen mussten, oder dies in Kürze tun werden, ist dieses Projekt auf jeden Fall als positives Signal zu bewerten. Nicht nur im Sinne einer Aufwertung des Kreis 4, sondern auch punkto zunehmender Vielfalt.

30% auf neuste Markenbrillen, Gläser und Sonnenbrillen: Mikli/Stark, Göttli & Niederer D&G, Diesel, Gucci, Dior Police, Ray-Ban und andere

- 30% auf Kontaktlinsen und Pflegemittel

für StudentInnen sowie an Uni und ETH arbeitende!

Ausstellungen:
Photo, Bilder und Projektionen

kattun
optik galerie
Wipkingerplatz
Röschibachstr.22
8037 Zürich

Tel. 044 273 08 58
www.kattun-optikgalerie.ch

WIDERSPRUCH 49
Beiträge zu sozialistischer Politik

Prekäre Arbeitsgesellschaft

Arbeitslosigkeit und aktivierende Sozialpolitik; Workfare, Geschlechter-Regime und Psychopolitik; Billigjobs und gewerkschaftliche Arbeitspolitik; Integration und Ausgrenzung; Ungleichheit, Armut und Grundeinkommen

K. Dörre, E. Nadai, R. Atzmüller, G. Michalitsch, A. Rau, F. Segbers, K. Wyss, A. Rieger, U. Mäder, F.O. Wolf, G. Notz, T. Wüthrich, F. Schandl

Diskussion
A. Zimmermann: Wirtschaftsdemokratie und SP
Recherchiergruppe: Kollaboration Schweiz-Südafrika
S. Howald: Mikrokredite für alle
P. Gerber: Zapatistische Kaffee-Kooperative
I. Schlosser: Solidarische Ökonomie

232 Seiten, Fr. 25.– (Abonnement Fr. 40.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, 8026 Zürich
Tel./Fax 044 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Tintenpatronen bis zu **60% günstiger**

www.billigerdrucken.ch

Wir haben auch Bindegeräte, Laminiergeräte, Schneidemaschine und Zubehör.

Weltneuheit für HP56, HP57, HP27, HP28, HP338, HP339, HP344, Lexmark L16/ L17
www.snapandprint.info

ESSEN IM FILM
FILMWEEKEND

U.a. mit Filmausschnitten von «La grande bouffe», Marco Ferreri, «Babettes Fest», Gabriel Axel und «Eat Drink Man Woman», Ang Lee
Leitung: Jan Bauke, Christian Schlatter und Christine Stark

Freitag, 24. März, 18 Uhr bis
Samstag, 25. März 2006, ca. 16 Uhr
Blauer Raum, Hirschengraben 7, Zürich
Unkostenbeitrag: CHF 25.–

Anmeldung und nähere Informationen: www.hochschulforum.ch

Hirschengraben 7 • 8001 Zürich
Tel: 044-258 92 90 • hochschulforum@zh.ref.ch

HOCHSCHUL *Forum*
der reformierten Kirche Zürich

AUTO

Fahrstunde ab Fr. 78.–

Fahrschule M. J. Strebel AG
Tel. 044 261 58 58/044 860 36 86
www.mstrebel.ch

strebel

Psychologische Beratungsstelle
für Studierende der Universität und ETH

Studienschwierigkeiten / Persönliche Probleme

Die Beratungen sind kostenlos
und unterstehen der Schweigepflicht.

Beratungen auch während den Semesterferien.

pbs@ad.unizh.ch www.pbs.unizh.ch

Anmeldung:
Wilfriedstrasse 6, 8032 Zürich, 044 634 22 80

soziale dienste zürich
jugendkulturhaus dynamo

DYNAMO
Ein Unternehmen der Sozialen Dienste Zürich

KLIO
Buchhandlung und Antiquariat
Zähringerstrasse 41/45, Zürich 1

Wissenschaftliche
Buchhandlung
mit Titeln zu den
Uni-Veranstaltungen

Tel. 044 251 42 12
www.klio-buch.ch

Geschichte
Philosophie
Germanistik
Alte Sprachen
Soziologie
Politologie
Ethnologie
Theologie
Publizistik

Bücher Brockenhaus

BÜCHER BROCKY

100'000 Bücher und Schallplatten für 1 - 4 Franken

Auch in Aarau, Basel und Reussbühl/Luzern

www.buecher-brocky.ch

Bücher-Brocky
Zürich
Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00
Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge, Hofeing. Gutenbergstr.)

AUSSTELLUNG IM KUNSTHAUS

Dossier GAGA ruft nach Gehirnputzmaschine

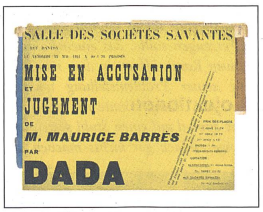
Erstmals wird das kürzlich entdeckte «Dossier Dada» der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Kunsthaus-Inszenierung von André Bretons privatem Pressespiegel hat mit Dada allerdings wenig gemein. Von Nicola Condoleo

«Merdre!» ist das erste Wort, der erste Ausruf vom späteren Roi Ubu im Stück von Alfred Jarry. «Merdre!» ist mein Urteil. Tobia Bezzola, der Verantwortliche der Ausstellung «Dossier Dada» im Kunsthaus, wird mit zwanzig Jahren Zwangsarbeit bestraft. Aber leider nur fiktiv. Ich bin weder Roi noch Loi, und deshalb bleibt wohl dieses aufgebahrte Album unwürdig zergliedert ausgestellt.

Aber worum geht es überhaupt? Von 1916 bis 1924 hat André Breton Artikel zu seiner Person und zur Dada-Bewegung in Paris gesammelt. In seinem Album, dem «Dossier Dada», stellte er diese zusammen, neben verschiedenen Briefen, Flugblättern, und Einladungskarten auch seine ersten veröffentlichten Gedichte. Das Kunsthaus kann sich nun rühmen, dieses Album nach Zürich gebracht zu haben. Aber das ist gerade mal alles. Denn irgendwie ratlos wurde das «Dossier» auseinandergelöst und dessen Glieder fein säuberlich unter Glas verbannt, eingetaucht in schummriges Licht. Man möge sich an den ausgebluteten Extremitäten delektieren, jedoch beachten die wenigsten BesucherInnen die Delikatessen. Wer Dada so ausstellt, hat Dada entschärft, nimmt sich und Dada viel zu ernst oder genau umgekehrt.

Historische Papierschnipsel

Dabei bietet das «Dossier» nicht nur einen Überblick über die wichtigsten Dada-Beweger in Paris, es zeigt auch das meist ironische Bild, das die Bewegung in der Zeitung hatte, beziehungsweise das sie sich selbst gab. Bis zur Spaltung zwischen Breton, Tzara und Picabia findet man Berichte, Einladungen, Programme zu Theaterstückchen, Exkursionen, Gerichtsverhandlungen und Störungen von öffentlichen Anlässen.



Im Dada-Mausoleum

Man hätte das «Dossier», das hervorragend die Wahrnehmung von Breton und der Bewegung dokumentiert, so inszenieren können, dass es nicht wie ein eingelegter Kadaver vor sich hingammelt, nicht in einem sterilen Vorraum zum schalen Aperitif der Giacometti-Ausstellung verkommt. Wer den Furor im Paris jener Zeit in Spurenelementen nacherleben möchte, der nehme sich die Zeit, in die Dokumente einzutauchen.

Aber die Ausstellung macht es einem nicht leicht: Wer kein oder nur wenig Französisch kann, muss sich mit biografischen Daten und netten Zusammenfassungen über den Vitrinen begnügen und kann alte Zeitungsschnipsel bestaunen. Einige Bilder von Man Ray und Max Ernst sollen wohl alles auflockern. Verkrampft hängen sie aber über den Texten.

Weder längere Übersetzungen noch Vergrösserungen erleichtern die Lektüre des «Dossier». Wenn auch chronologisch, so doch kreuz und quer liegt das Papier, dicht gedrängt in seinem gläsernen Sarg. Dada soll zwar, um es mit Ribenaut-Dessaignes zu sagen, «Feindseligkeit hervorrufen», aber wohl nicht so. Bei aller Dokumentation fehlt ein einfaches Blatt, das einem zusammenfassend die an die Wände geschriebenen Texte und die Beschriftungen der Exponate zur Hand gibt. Oder ein günstiges Dossier, welches das «Dossier» umgreift. Es gibt zwar ein Buch zur Ausstellung, aber die Zeitungsartikel wurden lediglich fotografiert und abgedruckt und damit zur Unlesbarkeit verdammt. Und auch der stattliche Preis von Fr. 43.50 für dieses Buch löst finanzielles Unbehagen aus.

Geht, seht und lest selbst. Wenn ich aber noch eine letzte Empfehlung an das Kunsthaus richten darf: Ich verlange die Anschaffung einer «Machine à décrotter les cervelles», einer Gehirnputzmaschine, für interne Kreativitätsseminare.

Ausstellung:
im Kunsthaus bis 19. Februar 2006

Musik

Adrian Wenzl

Verträumte Musik

Mit Röyksopp, Zofka und Air verbinden gleich drei Bands der neueren Generation elektronische Klänge mit träumerischen Sequenzen, wenn auch auf unterschiedliche Art und Weise.

Röyksopp:
The Understanding (2005)

«Wenn man von der Sonne spricht, so scheint sie», lautet ein altes norwegisches Sprichwort. Und wenn sie nicht erwähnt wird, dann scheint sie auch nicht, würden Röyksopp wohl hinzufügen. So müssen sich die beiden Norweger Torbjörn Brundtland und Svein Berge während der Entwicklung ihres neuen Albums «The Understanding» gefühlt haben. Wenn die Sonne früh morgens sanft den Himmel erklimmt und mit ihren Strahlen die Menschen aus ihren Träumen weckt, dann erwartet einen mit «A Beautiful Day without You» genau der passende Song. Etwas später, zur tageshellen Zeit, wenn die Mittagssonne auf die Köpfe brennt und der Puls schneller schlägt, dann beginnen

Morgendämmerung in Elektro-Moll.

Röyksopp ihre Bässe auszupacken. Diese fallen jedoch keineswegs erdrückend aus, sondern widerspiegeln eine fröhliche Leichtigkeit, so z.B. in «Circuit Breakers». Wenn es eindunkelt und düster wird, lassen Röyksopp ihre schwärzesten Momente aufleben. «Someone like Me» und «Dead to the World» erinnern an eine Welt voller Angst und Schrecken. Gut zu wissen, dass die Sonne bald wieder aufgeht!

Zofka:
Nice (2002)

Wer schon einmal an der Côte d'Azur weilte und sich von der angenehmen Wärme, den interessanten Düften und dem einmaligen Licht verführen liess, würde auf Englisch seine Eindrücke wohl als «nice» beschreiben. Dass damit aber

An der Côte d'Azur.

Nizza, welches auf französich ebenfalls «Nice» heisst, nur eben unterschiedlich ausgesprochen, gemeint ist, realisiert der Hörer vermutlich erst dann, wenn mit «Tu ne l'aime pas» eine sanfte, französisch angehauchte Frauenstimme ihn aus seiner «Sieste» unter einer schattenspendenden Palme aufweckt.

Verspielt, aber bestimmt erfolgt der Übergang in eine Welt voller musikalischer Eindrücke. Kräftige und klare Beats, spannende Melodien gemixt mit einem Schuss Nostalgie lassen die Hörerin in die 60er Jahre eintauchen, wo sich internationale Filmstars auf der Terrasse zum Cocktail treffen. Ein Hauch von Luxus weht durch das Haar und dennoch wirkt «Nice» keineswegs überheblich. Das liegt wohl daran, dass der Hörer zur Musik Bier statt Champagner trinkt oder schon wieder unter seiner Palme eingeschlafen ist.

Air:
Talkie Walkie (2004)

Wer kennt die verkaterten Sonntagmorgen nicht, an denen die Stimmung so gut ist wie beim letzten Papstbesuch und beim Blick aus dem Fenster die Nebelschwaden so tief liegen, dass sie jeden noch so aufkeimenden Hoffnungsfunken gleich erlöschen. Wer an diesem Morgen in die Karibik fliegt, hat Glück, für alle anderen empfiehlt sich der Gang zum CD-Player, um die Scheibe von Air einzulegen und weiter zu träumen. Was die Herren Godin und Dunckel in ihrem Pariser Künstlerappartement ausgetüftelt haben, unterscheidet sich musikalisch zwar nicht sonderlich stark von ihren ersten beiden Alben «Premiers Symptomes» und «Moon Safari», denn dafür steht die charakteristisch wohldosierte Mischung aus Trip-Hop, Elektro, Indie-Pop und Melodieseligkeit, und trotzdem kommt dieses träumerische

Fisherprice-Funkgerät.

Schwelgen keineswegs überholt daher. Bestes Beispiel dafür ist der orginell betitelte Song «Alpha Beta Gaga», der durch seine indische Instrumentierung auffällt, oder «Alone in Kyoto», ein Song, den Air für Sofia Coppola's Film «Lost in Translation» geschrieben haben, und der mit melancholischen Klaviersequenzen überrascht.

Die neue Scheibe reiht sich nahtlos an die vorherigen und ist sparsam zu geniessen.

DVD

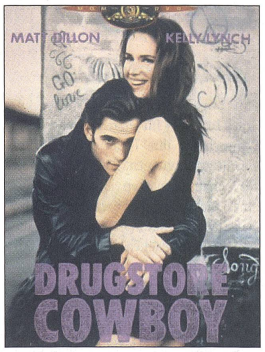
Simon Hofmann

Drugs don't work?

In Filmen über Drogen geht es um mehr als nur Drogen. Gute Anti-Drogen-Filme leisten implizit immer auch eine Gesellschaftskritik. Der zum Scheitern verurteilte Versuch, das uneingelöste Versprechen vom guten Leben doch wahr zu machen, wird dabei konsequenterweise nicht verurteilt. Den Drogen an sich und ihren KonsumentInnen wird, wenn nicht gar mit viel Verständnis, so doch mit moralischer Indifferenz begegnet. Hier zeigt sich ihr paradoxes Wesen: Gute Anti-Drogen-Filme sind eigentlich gar keine Anti-Drogen-Filme.

Drugstore Cowboy

In keinem Genre ist der amerikanische Mythos so zentral wie im Western. Als Abgesang auf diesen Mythos kann «Drugstore Cowboy», mit dem Gus Van Sant seinen ersten Erfolg feierte, als moderner Western bezeichnet werden. Der moderne Cowboy, der «Outlaw» jenseits gesellschaftlicher Konventionen, verfolgt den Traum von Freiheit und Abenteuer auf seine eigene Weise: Bob



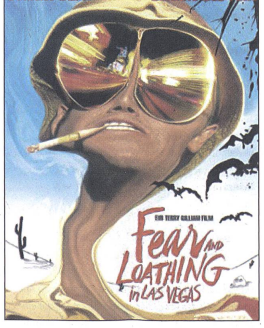
Gus van Sants Drogen-Western.

(ein wunderbar lakonischer und trauriger Matt Dillon) ist der Boss einer Gruppe von Junkies, die – ständig auf der Flucht vor der Polizei – Apotheken ausrauben, um stets genug Drogen zur Hand zu haben. Doch je mehr Dope verbraucht wird, je stärker das Lebenstempo und das Risiko gesteigert werden, desto deutlicher wird die Ahnung, dass die gesuchte Freiheit nie gefunden und die Sehnsucht nie gestillt werden kann. Ein melancholischer Film gespickt mit Absurditäten und schwarzem Humor, der durch seine Inszenierung, Fotografie und Darstellung besticht.

Regie: Gus van Sant, USA 1989

Fear and Loathing in Las Vegas

Ein Journalist (Johnny Depp) und sein Anwalt (Benicio del Toro) machen sich – ausgerüstet mit einem ganzen Arsenal



Zugedröhnt durch die Spielhöllen.

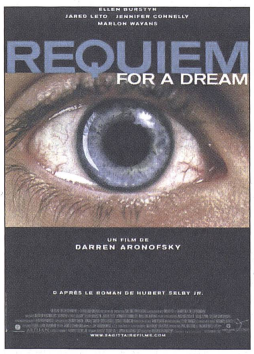
von Drogen – auf in die Hölle von Las Vegas, wo sie zunehmend paranoider werden und durchdrehen. Der exzessive Drogenkonsum wird hier jenseits von Hippie-Romantik als einzig adäquater Weg präsentiert, wie dem realen Wahnsinn des Amerika der 70er Jahre begegnet werden kann. Terry Gilliams kongeniale Verfilmung von Hunter S. Thompsons Kultroman überzeugt vor allem durch seine kompromisslos unstrukturierte Narration, die sich der Logik eines Drogentrips anpasst und damit alle erzählerischen Konventionen missachtet. Der Film wird selber zum Trip.

Regie: Terry Gilliam, USA 1998.

Requiem for a Dream

In seinem erst zweiten Spielfilm führt uns Darren Aronofsky zuerst auf eine falsche Fährte: Was anfangs wie ein weiterer cooler Drogenfilm à la «Trainspotting» aussieht, entpuppt sich als wohl kompromissloseste und für die Zuschauerin nur schwer erträgliche filmische Darstellung der abwärts führenden Spirale von Sucht und körperlich-psychischem Verfall.

Die Drogenabhängigkeit eines jungen Junkies (Jared Leto) und seiner Freundinnen wird dabei mit der Fernseh- und Tablettensucht seiner Mutter parallelisiert. Es ist die teilnahmslose Leistungsgesellschaft, geprägt von Vereinzelung und Perspektivenlosigkeit, welche die Flucht in die Drogen nicht nur nahe legt, sondern – im Falle der Mutter – auch ärztlich verordnet. Wie Aronofsky diese Höllenfahrt ästhetisch inszeniert,



Totenmesse auf Zelluloid.

ist schlicht grossartig. Schnelle, schematische Schnittfolgen, Splittscreens und der hypnotische Soundtrack reflektieren auf der formalen Ebene die Automatismen der Sucht, die Isolation der Menschen und den unaufhaltsamen Absturz.

Regie: Darren Aronofsky, USA 2000

ShortNews

Studierendenzahlen

Die ETH zählte Mitte Dezember 12 700 Studierende – 200 mehr als im Jahr zuvor. Die Gesamtzahl der Studierenden an der Universität Zürich stieg im Wintersemester gegenüber dem Vorjahr um 1,7% an. Neu studieren 23 817 Personen an der grössten Schweizer Hochschule.

Umbau ETH

Im nächsten Jahr sollen Hörsäle und Seminarräume im ETH-Hauptgebäude renoviert werden. Bei den Vorbereitungsarbeiten zu dieser Sanierung wurden die Auditorien im Dezember 2005 auch auf Asbestvorkommen untersucht. In acht der 19 Hörsäle fanden die Bauspezialisten Asbest in den Hohlräumen unter den Sitzplätzen. Eine Gefährdung der Gesundheit durch Asbest kann zurzeit aber ausgeschlossen werden.

Konzertverbot im bQm

Seit Ende Januar kann das Studicafé bQm keine Konzerte und Partys mehr durchführen. Der Barbetrieb läuft normal weiter. Das Veranstaltungsverbot erliess der Sicherheitsdienst der ETH Zürich, nachdem wiederholt Lärmbeschwerden aus der Nachbarschaft eingegangen waren, und die daraufhin durchgeführten Messungen eine zu hohe Lärmbelastung ergaben.

VSU aufgelöst

Im Dezember wurde der Verband Studierender an der Universität Zürich (VSU) offiziell aufgelöst. Insgesamt 14 Anwesende erwiesen dem traditionsreichen Verband die letzte Ehre. Die Nachfolge des VSU treten die neu gegründeten StuRa-Fraktionen «kriPo» (kritische Politik an der Uni Zürich) und «skalp» (studentisch, konstruktiv, aktiv, links, pragmatisch) an.

Studis im Gemeinderat

Im Gemeinderat der Stadt Zürich sitzt bisher keine einzige studentische Vertretung. Auf den Listen für die Gemeinderatswahlen vom 12. Februar tummeln sich einige Mitstudentinnen und -studenten der Uni und ETH. Die meisten besetzen allerdings chancenlose hintere Listenplätze, einige davon jedoch mit der Aussicht auf einen Sitz bei einem Rücktritt. Auf den Listen der SP und Juso kandidiert ein gutes Dutzend Studierende der Uni und ETH, davon einige mit Nachrutschchancen. Bei der FDP kandidiert ein einziger Student im Kreis 12. Die neue grünliberale Partei hat acht Studierende auf ihrer Liste. Die Grünen und die jungen Grünen stellen insgesamt neun Kandidaturen von Studis. Sie stellen auch den einzigen studentischen Stadtratskandidaten: ETH-Student Bastien Girod. Von der SVP erhielt das «iQ» keine Rückmeldung, und es konnten keine studentischen Kandidaturen ausfindig gemacht werden. Die EDU teilte mit, dass auf Ihrer Liste keine Studierenden seien, während die EVP drei meldete, davon einer mit reellen Wahlchancen. Auf den Listen der CVP steht eine Handvoll Studierender – ohne Wahlchancen. Fraglich ist, inwiefern sich Studierende im Gemeinderat bildungspolitisch überhaupt einbringen könnten. Viele Kandidierende betonen, dass sie sich für den jugendlichen Teil der Bevölkerung einsetzen möchten.

KURZGESCHICHTE

Produktiv im Konjunktiv mit Hanspeter

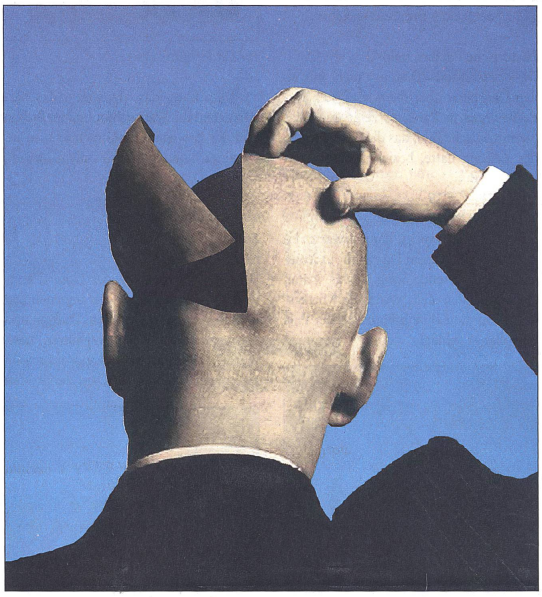
Von Michael Koller

Eigentlich hätte er eine Arbeit schreiben müssen. Die Ferien neigten sich ihrem Ende zu und der Abgabetermin rückte unbarmherzig näher. Die Semesterarbeit als vor ihm stehendes Problem nahm immer mehr Platz in seinem Kopf ein, drängte, wuchs ins Unerhörte, ähnlich wie die Berge bei einer Fahrt in Richtung Alpen, zuerst klein am Horizont, dann immer prominenter werdend, und schliesslich wie bei Erstfeld sich rund um das Blickfeld auftürmend, das gewaltige und undurchdringliche Gebirge der Altvorderen. Es war ihm zu eigen geworden, sich der Herausforderung einer Arbeit erst dann zu stellen, wenn sie endlich unüberwindlich schien.

Es war aber nicht so, dass er in der Zwischenzeit unproduktiv blieb und gar nicht an die Arbeit dachte. Es war vielmehr ein gedankliches Umkreisen des spezifischen Problems, das ihn beschäftigte, eine Art rituelles Tanzen um das Eigentliche. Dieses nüchtern betrachtet gekonnte Ausweichmanöver hatte er bereits soviele Male durchgespielt, dass es ihm unbewusst zur perfektionierten Methode geworden war, mit festen Regeln und einem ebenso festgelegten Zeitplan. Er hatte immer den Eindruck, der Abgabetermin sei sein grosses Problem, doch hatte er nicht begriffen, wie sehr im Einklang mit der Zeit er seine Arbeit zu erledigen pflegte.

Seine Methode bestand nun darin, sich so lange wie möglich dem Problem auf einer Metaebene zu stellen, sich zu überlegen, was er dann überlegen sollte, wenn er die Aufgabe tatsächlich angehen würde. Er wurde zum Beobachter des Beobachters des spezifischen Problems. Auch bei der Arbeit, die nun vor ihm stand, versuchte er, der Situation dadurch Herr zu werden, dass er zuerst Theorien darüber aufstellte, wie er überhaupt zur Theorieentwicklung gelangen konnte. Dabei war er, entgegen seiner Selbsteinschätzung, immer äusserst gewissenhaft und schrieb seine Gedankengänge peinlich genau in einem Werktagebuch auf, damit er sie einmal umsetzen könnte – selbstverständlich zu einem späteren Zeitpunkt.

Zwanzig Tage vor dem Abgabetermin notierte er sich folgendes: «Der Griff ins Zeitgehäuse. Wenn früher jemand starb, war es vielerorts Sitte, die im selben Raum wie die verstorbene Person stehende Wanduhr zu öffnen und das Pendel anzuhalten. Diese symbolische Geste drückte Respekt gegenüber dem Verstorbenen aus, sollte aber auch zeigen, dass es Wichtigeres gab als die unbarmherzig alles unter ihr Joch zwingende Zeit. Ihr wurde für einmal Einhalt geboten, es gab einen Riss ins Raum-Zeit-Kontinuum, und durch ihn floss ein Moment der Ewigkeit ein (ich behaupte, Ewigkeit gibt es nur diesseits des Styx, denn: wie will man wissen, was Ewigkeit ist, wenn man kein Zeitgefühl mehr hat?). *Ich bin überzeugt, dass man vor Arbeitsbeginn dieses Gefühl der Ewigkeit erzeugen sollte, das einen kontemplativen Raum öffnet, in dem man sich ganz seiner Problemstellung widmen kann. Als Übung könnte ich mich vielleicht einmal auf einen Stuhl setzen und solange einfach gar nichts machen, bis ich das Gefühl für die Zeit verloren habe. Wenn ich es, wie zu erwarten, nicht lassen kann, trotzdem etwas machen zu müssen, kann ich mir zum Beispiel beim Atmen zuhören.*»



(Bild: Joëlle Zimmerli)

Den nächsten Eintrag machte er zwei Tage später. «*Im Wald. Cassiodor (485-583, aus Süditalien) legte den Grundstein für das Europa der Bücher und Bibliotheken, indem er als Mönch griechische und lateinische Werke abschreiben liess. Er rühmte den Heil bringenden Wert der intellektuellen Arbeit, und das Studium sollte als ein Mittel funghieren, Vollkommenheit und Einfluss zu erlangen. Man könnte ihn auch als einen Kulturstifter Europas bezeichnen, der die verschiedenen Schichten der europäischen Identität, die bis heute wirken, in sich vereinte; mit einem Auge war er in der Antike und mit dem anderen in der sich gerade herausbildenden christlich-abendländischen Kultur. Das dritte Auge, das Auge der Erleuchtung, war auf sein individuelles Gehen gerichtet, ein Gehen, wo kein Pfad war; dieses dritte Element ist der Weg des Westens, der Weg des Individuums, das ja einen ganz anderen Stellenwert hat als beispielsweise im Nahen Osten, wo das Individuum nur wenig, die Gemeinschaft dafür alles ist. Ich denke, dass ich eben jenen Weg ins Herzen des Unbekannten und des Geheimnisses bei meiner Arbeit gehen sollte, an einen Ort, an dem ich noch nie war, und zu dem auch keine mir bekannte Strasse führt. Nur weiss ich noch nicht genau, wohin ich gehen soll.*»

Zehn Tage vor Abgabetermin verliess er den Orbit: «*Auf der U.S.S. Enterprise. Bei jeder produktiven Beschäftigung mit einem Thema ist es von ausserordentlicher Wichtigkeit, das Ganze zu begreifen, es zwischendurch von Weitem zu betrachten, gewissermassen von der engen in eine globale Betrachtungsweise hinüberzuwechseln. Ich bin ein grosser Fan von Raumschiff Enterprise, insbesondere von «The next Generation» mit Captain Picard. Man hat ein Bild von einer möglichen Zukunft vor sich, das es erlaubt, die Zusammenhänge auf der Erde in anderen Relationen zu sehen; die Erde ist vielleicht wirklich nur einer von tausenden von bewohnten Planeten in der Galaxie, was die Wichtigkeit der menschlichen Spezies wie auch dessen, was ich hier mache, drastisch relativiert. Ich denke, dass es mir vielleicht einfacher fiele, mit meiner Arbeit zu beginnen, wenn ich diese Erkenntnis stets im Bewusstsein tragen würde.*»

Fünf Tage später entwickelte er ein Gespür für den globalen Untergang. «*Von der so genannten Herrschaft des Menschen über die Natur. Gestern las ich einen Artikel über Supervulkane. Das sind riesige Magmablasen, entkoppelt vom Magma des Erdinnern, die das Erdgestein um sich herum wie eine Herdplatte erhitzen und verflüssigen und so stetig in Richtung Erdoberfläche wandern. Der grösste von weltweit etwa 20 bekannten Supervulkanen liegt im Yellowstone-Nationalpark; das Ding ist etwa 80 Kilometer lang und 65 Kilometer breit, mehr als doppelt so gross wie Luxemburg, und das in nur 8 bis 16 Kilometern Tiefe. Wenn sich nun durch den steigenden Druck die Erdoberfläche darüber wölbt, sich Risse auftun und Grundwasser bis zur Blase vordringt, kann es zu einer hydrothermalen Explosion kommen. Die Folgen einer solchen Explosion kommen einer Apokalypse gleich; im Umkreis von tausenden von Kilometern versänke das Land unter einer zentimeterdicken Ascheschicht, Landwirtschaft wäre über Jahre hinaus unmöglich, und durch die Milliarden Tonnen Staub, die in die Erdatmosphäre geschleudert würden, verdunkelte sich die Erde durch den «vulkanischen Winter», der sicher Jahre, wenn nicht Jahrzehnte anhalten würde, begleitet von weltweit sinkenden Durchschnittsthemperaturen um 4 bis 10 Grad. In den Szenarien der Geologen überlebten nur ein Bruchteil der Pflanzen, Tiere und Menschen diesen Kataklysmus, vielleicht 5 Prozent der Menschheit. Ich frage mich ernsthaft, weshalb ich angesichts dieser Bedrohung überhaupt eine Arbeit schreiben sollte.*»

Der vorerst letzte Eintrag in seinem Werktagebuch fand sich einen Tag vor Abgabetermin. «*Format C:. Intellektuelle Arbeit, so unnötig sie angesichts der Erkenntnisse der letzten Tage auch sein mag, verlangt nach Ausgleich, denn irgendwann wird das Konstrukt im eigenen Kopf so stark, dass es mehr als nötig die Realität vergewaltigt. Ich glaube, man muss zwischendurch den eigenen Kopf leeren, um wieder arbeitsfähig zu werden, ähnlich wie man bei einem Computer zwischendurch die Festplatte neu formatieren muss. Es wäre vielleicht keine schlechte Idee, den Tipp eines österreichischen Liedermachers – war es Georg Kreisler? – umzusetzen, dass man sich gelegentlich niedersaufen soll.*» Diese Arbeitstechnik setzte Hanspeter als einzige konsequent um, so dass er am Tag des Abgabetermins im Koma lag. Seine Arbeit erblickte nie das Licht der Welt.

Impressum

iQ – Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich.
Erscheint vierteljährlich,
12. Jahrgang, Auflage 33 000.

Ausgabe Nr. 50 vom 3. Februar 2006

Herausgeber: medienverein zs (mvzs)

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 044 261 05 54
E-Mail: iq@mvzs.unizh.ch
Ajuni Burk, Sarah Genner, Vanessa Georgoulas, Andi Gredig, Christian Hänggi, Lukas Mäder

Mitarbeit Text: Nicola Condoleo, Simon Hofmann, Michael Koller, Daniela Komenda, Tony See, Gill Vankesen, Adrian Wenzl

Mitarbeit Bild: Daniela Komenda, Matthias Mattenberger, Ronia Schiftan, Adrian Wenzl, Joëlle Zimmerli

Illustrationen: Nicola Condoleo (S. 5 und 8), Chloe Matus (S. 11)

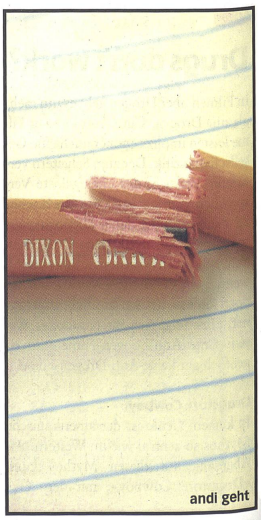
Korrektorat: Ulla Blume

Druck: NZZ Print, Zürich.

Geschäftsleitung:
Steven Goodman
Telefon: 044 261 05 54
Dienstag: 14 - 16 Uhr
E-Mail: admin@mvzs.unizh.ch

Inserate:
Andi Gredig
Telefon: 044 261 05 54
Montag und Donnerstag: 13 - 17 Uhr
E-Mail: inserate@mvzs.unizh.ch

Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

Richtigstellung

Im Stipendientext «Ene mene mu, raus bist du!» im letzten iQ haben die AutorInnen ihre Feder etwas gar zu leicht geschwungen. Der Teufel steckt ja bekanntermassen im Detail. Also bitte nicht für ein höheres Stipendium euer WG-Zimmer kündigen und die Zügelkisten packen – das nützt nur Leuten, die eine Zweitausbildung machen, schon vor Beginn der Zweitausbildung mindestens 2 Jahre in dem Kanton gearbeitet haben und somit nicht mehr der Unterstützungpflicht durch ihre Eltern unterstehen. Für Studierende in Erstausbildung gilt: Damit ihr von einem grosszügigeren Kanton unterstützt werdet, müssten eure Eltern einen Umzug in eben diesen Kanton auf sich nehmen. Wir entschuldigen uns für diesen Fehler und hoffen auf ein einheitliches und gerechtes Stipendiensystem für die ganze Schweiz.